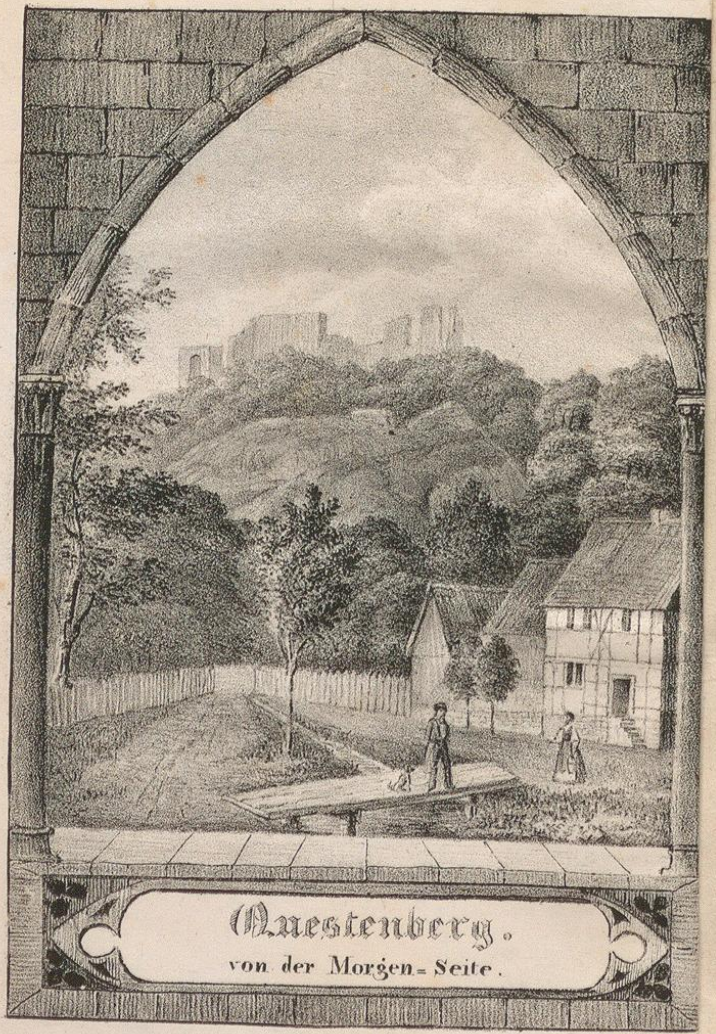
Wiener Stadt-Bibliothek.
7941/A
I. Zugl.

4209

B IV. 2

B VI 2/6

WIEN
STADT BIBLIOTHEK



Feldt Dth.

Ged. bei M. R. Toma in Wien.

Hesperiden.

Eine Auswahl

von

Erzählungen, Novellen, Sagen, Humoresken, geschichtlichen Zügen, Zeit- und Sittenschilderungen, Reisebildern, abentheuerlichen Erscheinungen u. dgl.

Mit Balladen von Joh. N. Vogl.

Herausgegeben

von

Nicolaus Oesterlein.

Fünftes Bändchen.

(Mit einer Abbildung.)

Wien, 1838.

Auf Kosten des Herausgebers.

4°
2

Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe.

WIENER-STADTBIBLIOTHEK

Inhalt.

Seite

Das braune Zimmer. Frei nach dem Englischen. Vom Prof. Rödiger 1

Marie. Erzählung von T. 25

Der spanische Geiger. Erzählung von G. Winter 87

Questenberg. (Hiezu die Abbildung.) 121

Das Mütterchen an der Kirchthüre. Ballade von J. N. Vogl 127

Das

braune Zimmer.

Frei nach dem Englischen.

Vom

Prof. Rödiger.

Als am Ende des amerikanischen Krieges die Offiziere von der Armee des Lord Cornwallis nach Alt-England zurückkehrten, kam auch General B***, ein verdienstvoller Offizier von hoher Geburt, in sein Vaterland zurück, um gleich seinen Leidensgefährten, von den Mühen des Krieges auszuruhen.

Familienangelegenheiten hatten den General in die westlichen Grafschaften geführt, als er sich, am Schlusse einer Morgenstation, in der Nähe einer kleinen Landstadt befand, welche in einer reizenden Umgebung lag, und mit ihrer stattlichen alten Kirche, ihren Mauern, Thürmen und Zinnen einen ganz englischen Charakter hatte.

In geringer Entfernung von der Stadt sah man zwischen ehrwürdigen alten Eichen und dichtem Gebüsch die festen Thürme eines Schlosses, welches ohne Zweifel so alt war als die Kriege von York und Lancaster, aber unter Elisabeth und ihrem Nachfolger manche Veränderungen erlitten zu haben schien. Die Ringmauer des Parks stieß an die Landstraße; die ganze Umgebung des Schlosses war reich bewaldet und im hohen Grade malerisch. Bald zeigte sich

in einer offenen Stelle des Parks die stattliche Vorderseite des Schlosses, bald schimmerte nur ein einzelner Theil durch das Gebüsch, die erstere reich verziert in dem bizarren Geschmack des Zeitalters der Elisabeth, während die einfache und solide Bauart anderer Theile des Schlosses zu zeigen schien, daß es mehr zur Vertheidigung als zum Prunk erbauet war.

Durch ein so viel versprechendes Äußere angezogen, beschloß der General sich zu erkundigen, ob das Schloß Merkwürdigkeiten enthalte, welche einen Besuch rentiren. Er kam in dem wohlbesuchten Gasthofe der Stadt an. Aber wie angenehm wurde er überrascht, als er Lord Woodville als den Eigenthümer und jetzigen Bewohner des Schlosses nennen hörte. Wie glücklich! Des Kriegers früheste Erinnerungen, welche mit dem jungen Woodville innigst verbunden waren, tauchten bei der Nennung des Namens in seiner Seele auf. Der junge Lord war erst vor einigen Monaten in Besitz des Schlosses gekommen, und genoß gerade jetzt die Freude des Herbstes in einer ausgewählten Gesellschaft von Freunden, welche der Einladung des Lords gern folgten, weil die umliegenden Wälder den Jagdlustigen reiche Beute versprachen.

Frank Woodville und Richard B*** waren von der frühesten Kindheit bis zur Vollendung ihrer Studien unzertrennliche Freunde gewesen. Ihre Arbeiten und Vergnügungen hatten stets dasselbe Ziel gehabt; und jetzt schlug das Herz des braven Kriegsmannes höher bei dem Gedanken an das nahe Wiedersehen nach so langer Trennung.

Die frischen Pferde hatten daher nur einen kurzen Weg zurückzulegen. Bald hielt des Generals Wagen vor Woodville Castle. Der Schall der Glocke, wodurch der Pförtner die Ankunft eines Fremden anzeigte, verzögerte das Aufbrechen der Jagdgesellschaft. Der Reisende stieg aus, der junge Lord kam ihn zu empfangen, und schaute eine Zeitlang in das ihm unbekannt gewordene Gesicht des alten Freundes, auf welchem der Krieg mit seinen Mühen und Wunden bedeutende Veränderungen hervorgebracht hatte. Aber der Zweifel schwand, sobald der Fremde die ersten Worte gesprochen hatte, und beide begrüßten sich mit der ganzen Herzlichkeit alter Jugendfreunde.

»Wenn mir gestattet gewesen wäre, einen Wunsch auszusprechen,« sagte Lord Woodville, »so würde es der gewesen sein, dich hier unter meinen Freunden zu sehen, welche hier einige Zeit bei mir

verleben. Ich bin dir im Geiste durch alle deine Gefahren und Triumphe, durch Glück und Unglück gefolgt, und war immer hoch erfreut, wenn der Name meines alten Freundes mit Auszeichnung genannt wurde.

Der General that eine passende Antwort und wünschte seinem Freunde Glück zu seiner neuen Standeserhöhung und zu dem Besitz eines so schönen Gutes.

»Du hast noch nichts davon gesehen,« erwiederte Lord Woodville; »und ich hoffe, du wirst noch lange nicht an deine Abreise denken. Es ist wahr, unsere Gesellschaft ist zahlreich, und das alte Gebäude bietet nicht so viele Bequemlichkeiten im Innern dar, als das Äußere zu versprechen scheint. Aber ich kann dir ein behagliches altfränkisches Zimmer anweisen, und ich glaube, daß deine Feldzüge dich gelehrt haben, mit noch schlechteren Quartieren zufrieden zu sein.«

Der General zog die Schultern und lachte. »Ich bin gewiß,« sagte er, »daß das schlechteste Zimmer in deinem Schlosse weit besser ist, als das alte Tabakfaß, worin ich mein Nachtquartier aufschlug, als ich mit meinem leichten Corps in dem Busche war, wie die Virginier sagen, dort lag ich, wie Diogenes, und war so froh ein Obdach gefunden zu ha-

ben, daß ich einen vergeblichen Versuch machte, das Faß bis zu meinem nächsten Quartier rollen zu lassen, allein mein damaliger Commandeur wollte solchen Luxus nicht gestatten, und ich nahm mit Thränen Abschied von dem geliebten Fasse.«

»Gut,« sagte Lord Woodville, »da du dich vor deinem Quartier nicht fürchtest, wirst du wenigstens eine Woche bei mir bleiben. Deine Jagdlust kann hier volle Befriedigung finden. Flinten, Hunde, Angelruthen, Fangeisen — Alles soll zu deiner Disposition stehen; und ich selbst will dir zur Seite bleiben, um zu sehen, ob du unter den Indianern schießen gelernt hast.«

Der General nahm das freundliche Anerbieten seines Wirthes in seinem ganzen Umfange an. Nach mancherlei ländlichen Belustigungen des Morgens, fand sich die Gesellschaft an der Mittagstafel ein, wo Lord Woodville Gelegenheit nahm, seinen Freund den übrigen Gästen, worunter Personen von hohem Range waren, zu empfehlen. Er nöthigte den General, von den Kriegsscenen zu reden, deren Zeuge er gewesen war; und da jedes Wort sowohl den tapfern Offizier als den edlen, gefühlvollen Mann bezeichnete, welcher unter den drohendsten Gefahren immer ein ruhiges Urtheil bewahrte, so blickte die

ganze Gesellschaft mit der größten Hochachtung auf den General, als auf einen Mann, der die Eigenschaften, welche den Krieger zieren, in hohem Grade besaß.

Der Tag ging in Woodville Castle unter den auf dem Lande gewöhnlichen Vergnügungen zu Ende. Musik folgte dem Klange der Gläser, Karten und Billard waren für die Spieler bereit, aber das Waidwerk des morgenden Tages forderte frühe Ruhe, und noch lange vor Mitternacht zogen sich die Gäste in ihre Zimmer zurück.

Der junge Lord führte seinen Freund, den General, in das für ihn bestimmte Zimmer, welches ganz der gegebenen Beschreibung entsprach. Es war bequem aber altmodisch. Das massive Bett stammte offenbar aus dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts, die seidenen Vorhänge mit schweren goldenen Quasten besetzt. Aber die reine Wäsche, die weichen schwellenden Kissen ließen den Krieger die Düsterheit des Zimmers übersehen. Die Wände des Zimmers waren mit altmodischen, verschossenen Tapeten behängt, welche sich leicht und ohne Geräusch bewegten, wenn die Herbstluft durch die halbverwitterten Fenster eindrang. Alles bot einen antiken und selbst melancholischen Anblick dar, und kontrastirte sonderbar mit zwei

hellbrennenden Wachskerzen und mit dem knisternden Kaminfeuer.

»Das ist ein altfränkisches düsteres Schlafzimmer,« sagte der junge Lord, »aber ich hoffe, du wirst wenigstens nicht an dein Tabakfaß erinnert werden.«

»Ich bin gar nicht delikat in Betreff meiner Wohnung,« erwiederte der General, »doch wenn ich zu wählen hätte, so würde ich dieses Zimmer den hellern und modischen Zimmern deines Schlosses vorziehen. Glaube mir, wenn ich die Bequemlichkeit mit dem ehrwürdigen Alterthum hier zusammen finde und dabei bedenke, daß es dein Eigenthum ist, so fühle ich mich hier behaglicher als in dem prächtigsten Hotel zu London.«

»Ich bezweifle gar nicht, daß du hier so gut ruhen wirst, als ich dir wünsche, lieber General,« sagte Lord Woodville, wünschte seinem Gaste noch einmal mit einem herzlichen Händedruck gute Nacht, und verließ das Zimmer.

Der General schaute noch einmal um sich, und indem er sich zur Rückkehr in sein friedliches Vaterland Glück wünschte, entkleidete er sich und begab sich zur Ruhe.

In der frühesten Morgenstunde versammelte sich

die Gesellschaft zum Frühstück; nur General B*** fehlte, welcher gerade derjenige unter den Gästen zu sein schien, welchem Lord Woodville am meisten Aufmerksamkeit zu beweisen wünschte. Verwundert über die Abwesenheit des Generals, schickte er einen Bedienten zu ihm. Dieser brachte die Nachricht zurück, daß der vermißte Gast seit mehreren Stunden im Zimmer auf und nieder gegangen sei, trotz des nebligen und kalten Wetters.

»Das ist Soldatenmanier,« sagte der Wirth zu seinen Freunden, »sie sind gewöhnlich früh wach und können nicht mehr schlafen, wenn die Stunde heranrückt, wo der Dienst sie rief.«

Diese Bemerkung schien jedoch die Gefühle des Lords Lügen zu strafen, denn er sah mit sichtbarer Unruhe der Rückkehr des Generals entgegen. Endlich erschien der Erwartete. Er hatte ein angegriffenes fieberhaftes Aussehen. Sein Haar, dessen Einpudern und Kräuseln damals einen eben so wesentlichen Gegenstand der Toilette ausmachte, als jetzt das kunstvolle Schlingen der Kravatte, hing aufgelöst, puderlos, von Schweiß durchnäßt auf die Schultern herab. Seine Kleider waren mit sichtbarer an einem Soldaten besonders auffallender Nachlässigkeit übergeworfen, und seine Blicke waren unruhig und verworren.

»Du warst schon längst wach, als wir noch in den Federn lagen,« sagte Lord Woodville, den General mit freundlicher Herzlichkeit begrüßend, »oder hat dir das Bett nicht so gut behagt, als wir beide hofften und erwarteten? Wie hast du geschlafen?«

»O sehr gut! vortrefflich! so gut als man nur schlafen kann« — erwiederte General B*** hastig, mit einer sehr bemerkbaren Verwirrung. Darauf stürzte er schnell eine Tasse Thee hinunter, ließ alles Übrige unberührt und war ganz in Gedanken versunken.

»Du wirst doch unsere Jagdparthie mitmachen?« fragte Lord Woodville, welcher indessen die Frage zweimal wiederholen mußte, ehe er die Antwort bekam: »Nein, Lord, es thut mir leid, daß ich nicht länger hier bleiben kann. Meine Postpferde sind bestellt, und werden bald hier sein.«

Alle Gäste waren erstaunt und Lord Woodville erwiederte: »Postpferde, lieber General? Wozu brauchst du Postpferde, da du mir versprachest, wenigstens eine Woche bei mir zu verweilen?«

»Ich glaube,« sagte der General in sichtbarer Verlegenheit, »daß ich in der Freude des ersten Zusammentreffens mit dir, dieses Versprechen gethan habe; aber jetzt finde ich, daß es unmöglich ist, länger hier zu bleiben.«

»Das ist mir unbegreiflich,« antwortete der junge Lord. »Du schienest gestern ganz über deine Zeit disponiren zu können, und heute kannst du noch keine Nachrichten bekommen haben, welche dich zur Abreise nöthigen, denn die Post ist noch nicht angekommen.

Ohne sich auf weitere Erörterungen einzulassen, murmelte der General etwas von wichtigen Geschäften und bestand auf seiner Abreise mit so entschiedenem Tone, daß dadurch alle Gegengründe seines Wirthes zum Schweigen gebracht wurden.

»Erlaube mir wenigstens, lieber B***,« sagte er, »daß ich dir die Aussicht von der Terrasse zeige; der Nebel hat sich zertheilt und hindert die Aussicht nicht mehr.«

Der General folgte ihm mechanisch, und schien dem Lord, welcher ihn auf verschiedene interessante Punkte aufmerksam machte, wenig Theilnahme zu schenken. Endlich als Lord Woodville seinen Zweck, den General völlig von der Gesellschaft zu entfernen, erreicht hatte, redete er ihn mit einer ernsten, fast feierlichen Miene an:

»Richard, mein alter lieber Freund, wir sind nun allein. Ich beschwöre dich, mir als Freund und Kavalier zu antworten. Wie hast du die letzte Nacht geschlafen?«

»Entsetzlich schlecht, um die Wahrheit zu gestehen,« antwortete der General in demselben ernsten Tone; »so schlecht, daß ich um alle die weitläufigen Besitzungen, welche sich vor meinen Blicken ausbreiten, keine solche Nacht wieder erleben möchte.«

»Das ist seltsam,« sagte der junge Lord, wie im Selbstgespräch, »so sind denn die Gerüchte über dieses Zimmer nicht ohne Grund. — Um Gotteswillen, theurer Freund,« sagte er, sich zu dem General wendend: »Sei aufrichtig gegen mich, laß mich alles Unangenehme wissen, das dir unter meinem Dache widerfahren ist, wo dir, nach meinem Willen, nichts als Erfreuliches hätte begegnen sollen.«

Der General gab Zeichen des Unmuths bei dieser Aufforderung, und schwieg einen Augenblick. »Lieber Lord,« erwiederte er endlich, »die Begegnisse der vorigen Nacht sind von so sonderbarer und widerwärtiger Beschaffenheit, daß ich mich kaum überwinden könnte, sie dir mitzutheilen, wenn ich nicht dächte, daß Aufrichtigkeit von meiner Seite zur Aufklärung eines eben so unangenehmen als geheimnißvollen Umstandes dienen könnte. Andere würden mich in Folge meiner Mittheilung für einen

schwachköpfigen, abergläubischen Thoren halten; du aber hast mich in meiner Kindheit und Jugend gekannt, und wirst gewiß nicht glauben, daß ich im Mannesalter Schwächen unterworfen sei, von denen ich im Jünglingsalter frei war.«

Hier schwieg er, und der Lord erwiederte: »Zweifle nicht an dem vollkommenen Vertrauen zu der Wahrheit deiner Mittheilung, so sonderbar sie auch sein möge. Ich kenne deine Kaltblütigkeit zu gut, als daß ich an eine Täuschung von deiner Seite glauben sollte, und eben so wenig fürchte ich, daß du den Umstand, welchen du erzählen willst, übertreiben werdest.«

»Wohlan!« sagte der General; »im Vertrauen auf deine Discretion will ich dir alles erzählen, obgleich ich lieber einer feindlichen Batterie gegenüber stehen wollte, als die entsetzliche Erscheinung der letzten Nacht noch einmal die Revüe passiren zu lassen.«

Er schwieg von Neuem; aber als er bemerkte, daß Lord Woodville mit gespannter Neugier der Erzählung seines Abenteuers entgegensah, fing er wiederholt mit sichtbarem Widerstreben an:

»Sobald du mich verlassen hattest, entkleidete ich mich und legte mich zu Bette; aber das hell bren-

nende Kaminfeuer, welches meinem Bett gegenüber brannte, vereinigte sich mit den von Neuem angeregten Erinnerungen aus meinem Jugendalter, um mich noch eine Zeitlang wach zu erhalten. Diese Reminiscenzen waren indessen alle freundlicher und angenehmer Art, weil sie auf dem Gefühle der Ruhe und Behaglichkeit gegründet waren, welche den glücklich überstandenen Mühen und Gefahren meines Standes gefolgt waren.«

»Während ich unter diesen Erinnerungen allmälig in Schlummer versank, wurde ich plötzlich aufgeschreckt durch einen Ton, welcher dem Rauschen eines seidenen Gewandes glich, und durch das Tappen hochbeferseter Schuhe, als ob ein Frauenzimmer in dem Zimmer ginge. Ehe ich den Vorhang zurückziehen konnte, stand die Gestalt einer kleinen hageren Frau zwischen dem Bett und dem Kaminfeuer. Sie kehrte mir den Rücken zu, aber ich konnte mich durch die Form der Schultern und des Nackens überzeugen, daß es eine alte Frau war, welche ein weites faltiges Oberkleid trug, das sich in einer Schleppe endigte.«

»Der ungebetene Besuch schien mir zwar sonderbar genug, aber es kam mir nicht in den Sinn, daß ich etwas anderes vor mir habe, als ein zum Hause

gehörendes altes Weib, welche vielleicht mir habe Platz machen müssen, und der Veränderung uneingedenk, in ihr altes Wohnzimmer eingedrungen sei. Unter dieser Voraussetzung machte ich eine absichtliche Bewegung und hustete ein wenig, um die unwillkommene Besucherin auf meine Gegenwart aufmerksam zu machen. — Sie drehete sich langsam; aber gerechter Himmel! welch' ein Antlitz zeigte sie mir! Ich konnte nicht länger in Zweifel sein, daß sie nicht den Lebendigen angehöre. Ihr Gesicht, dessen Züge die eines Todten waren, trug die unverkennbarsten Spuren der niedrigsten und verächtlichsten Leidenschaften, welche sie während ihres Lebens erfüllt hatten. Der Leichnam eines abscheulichen Verbrechers schien sich aus dem Grabe erhoben, die Seele aus den Qualen der Hölle befreit zu haben, um für eine Zeitlang sich mit dem alten Werkzeuge ihrer Schuld zu vereinigen. Vor Entsetzen fast starr, fuhr ich in die Höhe, und saß halb aufrecht, auf beide Hände gestützt, indem ich regungslos die schreckliche Erscheinung anstarrte. Mit einem einzigen Schritte stand sie vor dem Bette, in welchem ich lag, warf sich mit dem Obertheil ihres grauenvollen Leibes darauf; und in derselben Stellung, welche ich in meinem Schrecken angenommen hatte,

näherte sie ihr teuflisch grinsendes Antlitz dem meinigen, bis zu der Entfernung einer halben Elle.«

Hier schwieg der General einen Augenblick, und wischte sich den kalten Schweiß von der Stirne.

»Frank,« fuhr er fort, »ich bin keine Memme. Ich habe manche von meinem Berufe unzertrennliche Gefahren bestanden, und Niemand wird sagen können, daß Richard B * * * das Schwert, welches er trägt, entehrt habe; aber in dieser entsetzlichen Lage, unter den Augen, ja beinahe in den Klauen eines in menschlicher Gestalt sich zeigenden bösen Geistes, verließ mich meine gewohnte Festigkeit, alle Kraft war im Augenblick dahin, und meine Haare sträubten sich unwillkürlich empor. Das Blut fing an in meinen Adern zu stocken, und ich sank ohnmächtig nieder. Wie lange ich in diesem Zustande lag, weiß ich nicht.«

»Ich wurde aufgeweckt durch den gellenden Ton der Thurmglocke, welche Eins schlug. Lange wagte ich nicht meine Augen zu öffnen, und als ich endlich Muth faßte, wieder aufzublicken, war die schreckliche Gestalt nicht mehr sichtbar. Mein erster Gedanke war, die Glocke zu ziehen, die Dienerschaft zu wecken, und auf einen Heuboden zu flüchten, um mich vor einem zweiten Besuch zu sichern. Ich muß indes-

sen gestehen, daß mein Entschluß sich änderte, nicht aus Scham, sondern aus Furcht, daß ich die schreckliche Fratze mit dem diabolischen Lächeln auf dem Wege zum Glockenzuge begegnen möchte.«

»Den Rest der Nacht brachte ich in einem völligen Fieberparorysmus zu, in dem peinlichen Zustande zwischen Schlafen und Wachen. Hundert schreckliche Gegenstände erschienen vor meiner aufgeregten Fantasie; denn als Täuschungen, welche durch Überreizung und heftige Erschütterungen des Nervensystems entstanden, erschienen sie mir jetzt, während die erste Gestalt in ihrer ganzen entsetzlichen Wirklichkeit bleibt.«

»Der Tag brach endlich an, und ich stand auf, halb krank, mit Ärger und Scham erfüllt. Ich schämte mich vor mir selbst als Mann und Soldat, und dennoch war es mir unmöglich, länger in dem Zimmer zu bleiben, in welchem ich zum ersten Male im Leben gezittert hatte. Mit der größten Hast warf ich daher meine Kleider über, verließ das Schloß, und suchte in der freien Luft einige Beruhigung für mein fast zerrüttetes Nervensystem. Du weißt nun die Ursache meiner übeln Stimmung und meines Entschlusses dein gastliches Haus zu verlassen. Anderswo werden wir uns oft sehen, ich wünsche und

hoffe es; aber Gott bewahre mich vor einer zweiten Nacht unter diesem Dache!«

So seltsam auch des Generals Erzählung war, er sprach mit so tiefer Überzeugung, daß er alle Bemerkungen zum Schweigen brachte, welche über solche Erzählungen gemacht werden. Lord Woodville fragte daher gar nicht, ob er gewiß sei, die Erscheinung nicht bloß im Traume gesehen zu haben, oder ob es nicht eine optische Täuschung, eine Ausgeburt aufgeregter Fantasie gewesen sei. Er schien im Gegentheil tief überzeugt zu sein von der Wahrheit und Wirklichkeit dessen, was er hörte; und nach einer kurzen Pause bedauerte er aufrichtig, daß sein Freund in seinem Hause eine so peinliche Nacht erlebt habe.

»Dieser unangenehme Vorfall thut mir um so mehr leid,« fuhr er fort, »da er das unangenehme, wenn auch ganz unerwartete Resultat eines von mir selbst veranlaßten Versuches ist. Das Zimmer, welches dir gestern Abend angewiesen wurde, ist schon seit langer Zeit verschlossen gewesen, weil das Gerücht ging, es werde durch geisterhafte Erscheinungen beunruhigt. Als ich vor einigen Monaten Besitz vom Schlosse nahm, glaubte ich, daß nicht Raum genug für meine Freunde da wäre, um solchen un-

willkommenen Besuchern ein bequemes Schlafzimmer einzuräumen. Ich ließ daher das braune Zimmer, wie wir es nennen, öffnen; und ohne demselben sein alterthümliches Ansehen zu nehmen, ließ ich es nur mit so vielen neuen Meubles versehen, als zur Bequemlichkeit nothwendig sind. Da indessen die Meinung von nächtlichen Erscheinungen immerfort herrschend blieb, da auch meine Nachbarn und viele meiner Freunde um dieses Gerücht wußten, so fürchtete ich, der erste Bewohner des neuen Zimmers möchte vielleicht nicht ohne Ängstlichkeit oder Vorurtheil sein, und so durch die Erneuerung des übeln Gerüchtes meine Absicht, das Zimmer zu einem bewohnbaren Theile des Hauses zu machen, vereiteln. Ich muß gestehen, lieber General, daß deine gestrige Ankunft, welche mir aus tausend andern Gründen so angenehm war, mir die schicklichste Gelegenheit zu sein schien, die übeln Gerüchte in Betreff des Zimmers zu widerlegen, da deine Kaltblütigkeit bekannt, und dein Geist völlig vorurtheilsfrei ist.

»In der That,« sagte der General mit einem Anfluge von übler Laune, »ich bin dir außerordentlich verbunden für deine Aufmerksamkeit, womit du mich zum Werkzeuge deines Versuches wähltest, wie du selbst es genannt hast.«

»Du bist ungerecht gegen mich, liebster Freund,« erwiederte Lord Woodville, »du wirst gewiß überzeugt sein, daß ich die Möglichkeit einer so peinlichen Nacht nicht voraussehen konnte. Gestern war ich ein vollkommener Sceptiker in Beziehung auf überirdische Erscheinungen. Ja, ich bin überzeugt, hätte ich dir vorher etwas von jenen Gerüchten gesagt, so würden gerade diese dich bewogen haben, das braune Zimmer zur Wohnung zu wählen.«

»Sonderbar,« sagte der General, welcher indessen seine gute Laune wieder erlangt hatte; »ich muß bekennen, ich habe kein Recht darüber böse zu werden, daß du mich für einen muthigen und unerschrockenen Mann gehalten hast. — Aber ich sehe, meine Postpferde sind da, und ich will dich nicht abhalten von deinem Jagdvergnügen.«

»Verzieh wenigstens noch ein halbes Stündchen,« sagte Lord Woodville, »du bist ein Freund und Kenner von Gemälden. Ich habe eine hübsche Gallerie, worunter einige Stücke von Vandyk, welche dir gefallen werden.«

General B*** nahm die Einladung, wiewohl mit einigem Widerstreben an. So sehr er auch wünschte, Woodville Castle erst im Rücken zu haben, so konnte er doch nicht umhin, dem Wunsche

seines Freundes zu willfahren, um seinen Unmuth, den er gegen seinen gastfreundlichen Wirth gezeigt hatte, wieder gut zu machen.

Er folgte daher dem jungen Lord durch mehrere Zimmer in eine lange Gemäldegallerie, welche der letztere seinem Gaste erklärte, indem er die Namen seiner in den Bildern dargestellten Vorfahren die nöthigen historischen Notizen beifügte. Diese waren von geringem Interesse für den General, da sie von der Art waren, wie sie gewöhnlich in alten Familiengallerien gegeben werden. Hier hing das Bildniß eines Ritters, welcher fast die ganze Besitzung in dem Kriege zwischen den Häusern York und Lancaster aufgeopfert hatte; dort eine schöne Dame, welche durch ihre Vermählung mit einem reichen Edelmann die Schulden getilgt hatte. Dort hing ein tapferer Degen, welcher sein Leben in Gefahr gesetzt hatte durch Verbindungen mit dem verbannten Hofe zu Saint Germain; hier ein anderer, dessen Waffenthaten für Wilhelm den Ersten von großem Nutzen gewesen waren; und dort ein Dritter, welcher sein Gewicht abwechselnd in die Schale der Whigs und der Tories geworfen hatte.

Unter diesen Erläuterungen, bei welchen der General wenig Theilnahme gezeigt hatte, kamen sie

bis in die Mitte der Gallerie, als der General plötzlich zusammenfuhr, und das höchste Erstaunen zeigte bei dem Anblick des Bildnisses einer alten Dame in weitem faltigen Oberkleide, dem modischen Costüm aus der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhundertes.

»Da ist sie!« rief er aus. »Da ist sie, wie sie leibt und lebt, obgleich mit weniger teuflischem Ausdruck in den Zügen.«

»Wenn das ist,« sagte der junge Lord, »so können wir die Wirklichkeit der entsetzlichen Erscheinung nicht mehr bezweifeln. Das Gemälde stellt eine meiner Ahnfrauen dar, von deren Verbrechen ein langes und schreckliches Verzeichniß im Familienarchiv aufbewahrt wird. Die Erzählung derselben würde zu sehr empören: es mag genügen zu bemerken, daß in dem braunen Zimmer Blutschande und unnatürlicher Mord begangen wurde. Es soll von nun an der Einsamkeit zurückgegeben werden, wozu es durch das richtige Urtheil meiner Vorfahren längst bestimmt ward, und niemals soll irgend Jemand wieder durch die abscheuliche Erscheinung beunruhiget werden, welche sogar im Stande war deinen Muth zu erschüttern.«

So schieden die Freunde, welche sich nach lan-

ger Trennung mit Freude wiedersahen, in einer ganz verschiedenen Stimmung; Lord Woodville, um das braune Zimmer entkleiden und vermauern zu lassen; und General B*** um in einer weniger reizenden Gegend und bei weniger würdigen Freunden die peinliche Nacht zu vergessen, welche er in Woodville Castle zugebracht hatte.

Maria.

Erzählung von T.

»Alle neun!« rief, mit dem rechten Fuße und dem Kopfe gewaltig steuernd, der Perückenmacher Puder, der mit mehreren Bürgern, mit dem Herrn Bürgermeister und anderen Honoratioren dem Kegelvergnügen oblag; er selbst wurde nur, im Fall wenige Spieler waren, dazu gezogen. Die Kugel kommt an das Ziel, aber des Jungen Ruf, »schlecht Loch!« begleitete das schallende Gelächter der Gesellschaft, während der Perruquier tausend Gründe anzugeben bemüht ist, warum die sonst so vortreffliche Kugel abgegangen wäre, und sich Verlegenheit und Ärger in den grellsten Zügen auf seinem blassen, hageren Gesichte malen. Endlich von den spottenden Mitschiebern aufs höchste gereizt, wendete er sich gegen eine seitwärts außerhalb der Bahn stehende niedliche Blondine: »Donnerstag und Freitag! laßt mich in Ruhe! Was ziehst du mich am Rockschoß, was willst du denn wieder? du bist Schuld, daß die besten Kugeln nicht fassen, der Schwede steht wie angenagelt! ich geh noch nicht; sage, die Mutter soll mit dem Abendbrot nicht warten!« — Die Gesellschaft lachte, der Herr Bürgermeister suchte, während er auf das

Mädchen einen milden Blick warf, den Alten zu beruhigen. Die Tochter bat leise, er möchte doch mit nach Hause gehen, denn es war vorauszusehen, ein leidenschaftlicher Spieler, werde er viel Geld sitzen lassen, und daheim waren außer der sechzehnjährigen Maria drei jüngere Kinder, eine kränkliche Frau und wenig Brot.

Puder aber wiederholte heftig: »Donnerstag und Freitag! Ich will auch mein Vergnügen haben, scher dich nach Hause! Besorge die Locken in die Pensionsanstalt, stutze die Perücke des Superintendenten, morgen ist Sonntag, Julius mag austragen!« Heimlich setzte er noch hinzu: »laßt gleich sagen, wie viel jedes kostet.«

Mit einer großen Thräne im Auge, die den tröstenden Bürgermeister fast gerührt hätte, wenn er nicht so eben schieben sollte, und von mehreren Stimmen abgerufen wurde, ging Maria in den Garten zurück; er schob, und nach ihm steuerte Puder mit Händen und Füßen eine Kugel, dießmal ohne die Zahl der fallenden Kegel vorherzusagen, die denn auch zu seinem nicht geringen Triumph drei gute nahm, worauf er nur in aller Stille sein Donnerstag und Freitag aus der geängsteten Brust aufseufzte, da er doch wohl weit mehr erwartet hatte.

Der Bürgermeister, ein kleines hageres Männchen, etwa in den Vierzigern, stand gleich wieder, seine lange Pfeife mit der Rechten haltend, den Stock in der Linken, den Hut auf dem Kopfe, steif da, und schaute, so lange es die belaubten Gänge irgend gestatteten, der weinenden Maria nach. Er war noch Junggeselle, wohlhabend, ziemlich gebildet, und ging jeden Nachmittag in den Garten, um mit Muße seinen Kaffeh zu trinken und einen Stamm zu schieben (mehr erlaubten ihm seine Ökonomie und seine Kräfte nicht), wobei er sich von der Gerechtigkeit, die ihm Vormittags auszuüben sehr schwer wurde, erholte. Die Amtsmiene brachte der Wohlweise auch mit nach der Kegelbahn, selten nur verzog sich sein Gesicht in eine Art von Freundlichkeit, nämlich wenn er im Spiel gewonnen, oder bedeutende Sporteln eingezogen hatte. Mit eben der Amtsmiene wandte er sich nun an den Perruquier und sagte höchst wichtig: »Wie Sie, mein lieber Puder, doch zu einer so hübschen Tochter gekommen sind!« Dieser hatte längst gemerkt, daß dem Herrn Bürgermeister Maria nicht gleichgültig war, und ohne ihn von einer für seine Familienverhältnisse höchst ersprießlichen Verbindung abschrecken zu wollen, gab er dem alten Knaben Stoß und Kuß gleichzeitig, indem er mit schlauem Gesichte erwie-

derte: »Herr Bürgermeister könnten auch schon so ein Mädel haben, man muß nur heirathen.« Da nahm sich der Apotheker, Universitätsfreund des Bürgermeisters, dessen an und wendete sich zum schiebenden Puder mit den Worten: »Sie behandeln ja die Kugeln wie Pomade;« der schob im Ärger fehl und erwiederte: »Ja und Sie, wie Pillen, Herr!« Der Mediziner, ein kleiner untersetzter Mann mit leuchtenden Augen, war der Komus der Gesellschaft, seine treffenden Bemerkungen gewährten auch den Kegelspielern oft mehr Vergnügen als das Spiel, nur manchmal beißend, wurde er besonders von denen gefürchtet und gehaßt, die ihm nicht gewachsen waren. Seine Familie war ebenfalls im Garten, um sich auf ihre Weise zu erlustigen. Die Damen saßen um mehrere Tische auf einer der höheren Terrassen, bei ihnen die schönen Geister vom Militär und Civil, bemüht zu unterhalten, wozu heut das drohende Wetter und die von einer der untern Terrassen heraufschallende Musik glücklicherweise Stoff lieferten.

August, der Sohn des Apothekers, hatte sich zum Spaziergange nach dem Garten der Mutter und den Schwestern angeschlossen, um sobald als möglich recht viele seiner früheren Bekannten und Freunde wiederzusehen, da er nach fünfjährigem Aufenthalt

auf Universitäten und auf Reisen erst seit gestern wieder bei den Seinen angekommen war. Er fand im Garten manchen Freund, manche bekannte Familie. Ein schöner junger Mann, etwa vier und zwanzig Jahre alt, gefiel er freilich den Töchtern eben so sehr als den Müttern, die jedoch für jene das Wort nehmen mußten, da jede den rechten Ton zu verfehlen fürchtete, doch verstohlen dann und wann von dem Strickzeuge nach ihm aufblickte. Er äußerte sich freimüthig, ungezwungen, war artig ohne süßlich zu sein, hatte überhaupt die besseren Manieren eines Großstädters und gefiel dadurch um so mehr. Endlich war die Gesellschaft durch seine Antwort einigermaßen beruhigt, er konnte nun sich selbst fragen, wie er Alles wiedergefunden. Mit Staunen bemerkte er, wie zerstörend die Zeit über manche blühende Wange dahin geweht, wie viele andere ihm sonst ganz unbekannte erblüht waren, und wie sonderbar sich selbst männliche Charaktere in den Jahren umgestaltet hatten. Ein großer wohlgebildeter Mann, dem die Worte wie Honig von der Lippe flossen, und ein äußerst gesprächiger kleiner Lieutenant, beide ihm noch unbekannt, fesselten besonders seine Aufmerksamkeit, denn sie unterhielten ihm früher sehr interessante Damen äußerst lebhaft, woraus auf nähere Verhältnisse zu schließen war. Der Jüng-

ling verließ den Damenkreis, um die schöne Aussicht von dem höchsten Punkte im Garten, die er sonst so oft mit vieler Freude gesehen hatte, zu genießen und seinen Gedanken über die wiedergefundene Heimat nachzuhängen. Hinter ihm flüsterten Frauen und Mädchen, den zurückgebliebenen Herrn zum Verdrusse, sein Lob, wovon selbst die witzigsten Bemerkungen des gesprächigen Lieutenants und die süßesten Worte des Andern sie nicht abzubringen vermochten.

Von der unteren Terrasse schallte eine heitere Musik herauf; das Rollen der Kegelkugel und die Fistelstimme des Perruquiers, mit seinem Donnerstag und Freitag, hörte man durch. Der Abend war mild, dann und wann fielen laue Tropfen von dem bewölkten Himmel, der Frühlingshauch bestreute den Vorübergehenden mit mancher Blüte, Nachtigallen wetteiferten mit dem Chore von Blase-Instrumenten. August erreichte den Gipfel des Berggartens. Dicht vor ihm liegt nun der Garten mit Blüten überschneit, weiter unten ziehen sich blumige Wiesen, in welchen der ziemlich bedeutende Fluß hineilt, dessen Ufer die Stadt mit ihren Thürmen, Häusern und Gärten im großen Halbkreise bekränzt. Eben blickt die untergehende Sonne aus dem Gewölk, sie erleuchtet magisch das schöne Panorama, dessen Anblick sich mit den

Tönen der Musik und dem Flöten der Nachtigall, mit heißer Wehmuth ans Herz legte. Lange schweifte sein Blick umher, bis er endlich in einer Allee blühender Äpfelbäume auf der nächsten Terrasse unter seinem Standpunkte zwei Damen bemerkte, von welchen die ältere zu weinen schien, während die andere, ein Mädchen von schönem Wuchse und einnehmender Gesichtsbildung, alles anwendete, die Mutter zu beruhigen, die sie sanft mit sich fortzog. Die Gestalt des Mädchens und die weinende Mutter erregten seine Neugier; er stieg zur Terrasse hinab, und trat aus dem Gesträuche vor die überraschten Frauen. Die Mutter, dafür hielt August die ältere Frau, hatte das Tuch vor den Augen und sah ihn nicht sogleich, dem Mädchen hingen die großen blauen Augen voll Thränen, aber nur einen Augenblick sah er ihr schönes Gesicht, über das sich eine unaussprechlich milde Betrübniß verbreitet hatte, da barg es der vom Hute übergeschlagene grüne Schleier; man verbeugte sich gegenseitig stumm und Mutter und Tochter gingen langsam weiter, während August, der ihnen gern gefolgt wäre, von der Schwester gerufen wurde, die ihn einem alten Freunde zuführen wollte. Beiden kam schon ein Theil der Gesellschaft, Damen und Herren, jubelnd entgegen, in ihrer Mitte ein

ganz schwarz gekleideter Mann, dem sein breitgekrämpter kleiner Hut ganz das Ansehen eines Quäckers gab, und den die Lorgnette, welche er der grünen Brille noch vorhielt, ungeachtet der schwesterlichen Andeutungen, ganz unkenntlich machte. Ganz nahe selbst war August nicht im Stande, seinen alten Freund Leberg zu erkennen, bis endlich die wohlbekannte Stimme bei der herzlichen Begrüßung den, wie August glaubte, zum Scherz Maskirten, verrieth. Nun erfolgte eine kräftige Umarmung, aber da alte gute Freunde nicht an's Hutabnehmen denken, so erhielt der Quäckerhut im ersten Anlauf einen so heftigen Stoß, daß er hinten über vom Kopfe fiel. Leberg, der nun mehr an den Hut, als an den Freund dachte, griff nach dem Fallenden und versuchte sich der Umarmung vergebens zu entwinden. August hielt fest, und der Hut rollte die Terrasse hinab, wobei ihn ein unbemerkter leiser Anstoß des nebenstehenden Herrn G. noch mehr in Bewegung setzte. Die Scene war an sich lächerlich, aber selbst ernste Matronen mußten lachen, als es endlich Herrn Leberg gelungen war, los zu kommen, der ohne weiteres erst seiner flüchtigen Kopfbedeckung nachlief; dann, den erwischten Deserteur mit dem Ärmel reinigend, kam er keuchend zurück und fragte den Freund: »Nun sage doch,

wie ist dir's ergangen?« Noch ehe der sich besinnen konnte, fuhr Leberg fort: »Ha, ha, ha, was machen die Damen in Berlin? Hier sind wenig hübsche Mädchen; seit du weg bist, haben sich drei glücklich verheirathet, fünf und achtzig unglücklich, sieben sind seit vier Jahren Bräute, fünfzehn seit drei Jahren, vier und zwanzig seit zwei, dreißig seit einem Jahre. Gestern war noch eine Braut mehr, aber heut ist Herr K., ein äußerst liebenswürdiger, gefälliger, junger Mensch, durchgegangen, der vorläufig nun wohl das Heirathen aufgeben wird. Fräulein B. ist noch recht hübsch, aber die schönste ist jetzt Fräulein R., jene wird am 12. November Abends $5\frac{1}{2}$ Uhr drei und zwanzig Jahre, oder neunzehn nach dem Styl der Alten, diese ist wirklich netto achtzehn, eben so klug als schön, hat aber auch nur zwanzig tausend Gulden, die noch dazu unsicher stehen. Madame H...« »Um's Himmel willen,« fiel nun August ungeduldig ein; »Mensch, was soll das? Ein Quäcker von Ansehen, ein Heirathscomptoir in der Wirklichkeit?«

Alle lachten, Leberg lorgnettirte dabei ruhig einen nach dem andern in der Gesellschaft, wandte sich schnell gegen eine junge Dame, fragte, ob sie auf dem heutigen Ball erscheinen werde, und verließ eilends den Garten.

August, nicht wenig verwundert über diese so komische Art des Wiedersehens eines sonst so geschei-den Mannes, hielt sich natürlich für gefoppt, aller Versicherungen ungeachtet, daß Leberg jetzt wirklich so sei, wie er sich so eben gezeigt habe, und bedauerte nichts mehr, als dadurch um eine Bekanntschaft ge-kommen zu sein, die ihn mehr als andere interessirte. Die weinende Maria (sie war es, die er vorher in der Allee gesehen) kam ihm nicht aus dem Sinne, seine Blicke suchten sie nun vergebens in den schon von der Dämmerung verhüllten Gängen. Man machte sich auf den Heimweg. August blickte nach allen Fenstern, um vielleicht Maria heute noch irgendwo zu sehen, und hörte nur halb die vielen Geschichten von dem Sonderling Leberg, die ihn jedoch zu dem Entschlusse brachten, recht bald sich selbst zu überzeugen, ob sein Freund wirklich ein solcher wäre. Schweigend ging er, nur die Weinende beschäftigte seine Gedanken, denn auch für ihn, wie für jedes edle männliche Ge-fühl, war nichts angreifender, als die Thränen schö-ner Augen. Die einbrechende Dunkelheit, in welcher die Kegelgesellschaft schon mit Macht arbeitete, um noch den einmal angefangenen Stamm abzuschieben, wobei die publica fides des Kegeljungen gänzlich in Anspruch genommen wurde, läßt uns endlich doch

noch den Herrn Bürgermeister und den Perruquier auf dem Heimwege entdecken.

Nach manchen wohlwollenden Äußerungen des Ersten über Maria, hub Puder ganz bescheiden an: »Herr Bürgermeister wunderte sich, wie ich zu einer so hübschen Tochter gekommen bin? Ja, ja, Ihnen könnte ich's schon entdecken.« »Erzählen Sie doch, lieber Puder, ich weiß zu schweigen,« erwiederte der andere; »Ihre liebe Frau . . .« »Keineswegs, Herr Bürgermeister! Donnerstag und Freitag!" unterbrach ihn Jener, seinen Ärger über die etwaige Muthmaßung des Bürgermeisters verbeißend, fuhr dann aber im gelassenen Tone fort: »Jetzt bin ich mit Ehren sechzig Jahre alt, und vier Jahre hier im Orte Bürger und Meister. In meinem sechzehnten kam ich mit dem Grafen von Z., dessen Gut M. hier ganz in der Nähe liegt, in die Provinz, wurde durch einige Geschicklichkeit im Bartabnehmen und Frisiren, die einzige Mitgift meines Vaters, bald unentbehrlicher Kammerdiener, verheirathete mich etwa in den Dreißigern und lebte mit meiner ersten seligen Frau mehrere Jahre kinderlos. An einem stürmischen Winterabend, als ich so eben den Herrn entkleidet hatte und über den Schloßhof nach meiner Wohnung ging, bemerkte ich in einiger Entfernung ein sich dem Schlosse nahendes Licht.

Neugierig, wer wohl in so wilder Nacht käme, blieb ich stehen; da trat bald eine große hagere Gestalt, in einen spanischen Mantel gehüllt, den runden Hut tief in das vom Barte halb bewachsene Gesicht gedrückt, vor mich hin, beleuchtete mich, übergab mir eine große Schachtel, die ich bestürzt annahm, und sagte: »Heut über's Jahr an der südlichen Spitze des Sees hinter dem Schloßthurme,« verlöschte das Licht in der Laterne, und verschwand. Kaum erholte ich mich von meinem Schreck, Donnerstag und Freitag! da wimmerte ein Kind in meinen Armen; ich lief eilends zu meiner Frau, die saß noch spinnend am Kamine, erzählte ihr den Vorfall und öffnete die Schachtel, aus der uns ein mit der feinsten Wäsche umhülltes Engelchen entgegenlächelte. Lärm wollte ich machen, und dem Kerl nachsetzen, aber mein gutes Weib war außer sich, bat mich ruhig zu sein, herzte und küßte das kleine Wesen, ja brachte mich sogar dahin, daß ich es am andern Morgen für meine Tochter, mit welcher der gütige Himmel unsere Kinderlosigkeit beendete, ausgab; natürlich sprach ich erst mit meinem Herrn, dem ich offen das Ereigniß mittheilte, und da der nichts gegen meine Lüge hatte, so hatte ich auch nichts dawider, überdieß bei seiner Versicherung, selbst für des Kindes Erziehung zu sorgen.«

»Wir, meine Frau und ich, durchsuchten nun noch Alles, fanden die Wäsche des Kindes reinlich und nett, aber durchaus kein Merkmal, keine Zeichen, wie dergleichen wohl vornehmen Findlingen beigelegt werden, wenigstens von Romanschreibern, damit die Erkennungsscene erleichtert werde.«

»Das Kind war etwa acht Tage alt, als ich es erhielt, acht Tage nachher wurde es getauft, erhielt den Namen meiner Frau Maria, und wurde von Jedem für meine leibliche Tochter gehalten, ja auch von mir selber; Donnerstag und Freitag! der Herr Graf und ich ließen nichts fehlen, das Kind hatte und lernte alles, denn wie gesagt, es war die Puppe meiner Frau und unsers gnädigen Herrn.«

»Nun, was geschah das Jahr nachher am See?« fragte gespannt der Bürgermeister.

»Der Kerl hat treulich Wort gehalten,« antwortete Puder, »Tag und Stunde hatte ich im Kalender roth notirt, sagte meiner Frau also zur rechten Zeit: sie sollte nicht versäumen zu gehen, aber sie wagte es nicht ohne mich. Donnerstag! es war kein Spaß, Nachts im Schneegestöber an der Spitze des Sees, wo es so umgeht. Wir entschlossen uns nach langem Streite beide zu gehen; kaum kamen wir um den Schloßthurm, da blinkte vom See schon die Laterne.

Ich versprach meiner Frau die Hälfte von dem, was sie erhalten würde, und wollte, um ihr den Rückweg zu decken, am Schlosse bleiben, um im Falle der Noth Hülfe zu rufen, sie sollte nur die hundert Schritt allein gehen; aber glauben Sie, Herr Bürgermeister, daß das furchtsame Weib dazu zu bewegen war, ungeachtet sie doch curagiös ist? Donnerstag, — ich ging endlich, da stand mein Spanier bald vor mir, wie ich ihn das erste Mal sah; ich zitterte am ganzen Leibe, denn es war schon kalt, meine Frau aber erzählte nachher, er habe gesagt: »Thut eure Pflicht als Eltern, hier ist Wäsche und Geld.« Somit war er verschwunden, doch ich hatte, als wir es bei Lichte besahen, schöne Kinderwäsche und hundert blanke Dukaten in den Händen. So gings nachher jedes Jahr, bis das Mädel zwölf Jahre alt war. Nun hatte ich einiges zurückgelegt, zerfiel auch mit meinem Herrn, der von Jahr zu Jahr trübsinniger wurde, wünschte mir eigenen Herd, und zog nach der Stadt. Maria erwuchs aber wie eine Rose, ja, ungeachtet meine Frau zwei Jahre nach dem wir sie erhalten, mir einen Sohn gebar, so blieb sie uns so lieb, wie das eigene Kind. Kurze Zeit lebten wir erst in der Stadt, da starb meine gute Frau, und alles Glück schien sich mit ihrem Tode von mir zu wenden. Mein guter alter Herr wurde

sehr krank und geistesschwach, der Spanier ließ sich nicht mehr sehen, der Krieg zwang mich, manches Gesparte anzugreifen; ich kam in drückende Noth, glaubte daher meine Umstände durch eine zweite Heirath zu verbessern, aber der letzte Krieg und Krankheiten ließen auch von dem kleinen Vermögen meiner jetzigen Frau, mit der ich überdieß noch zwei Kinder hatte, wenig übrig.«

Der Bürgermeister war während dessen ganz Ohr, denn durch die Aussicht auf die mögliche Entdeckung der vielleicht glänzenden Herkunft Marias wurde seine Neigung für sie noch größer. Am Schlusse von Puders Erzählung stand man vor dessen kleinem Hause, wo dem andern nichts erwünschter, als die unterthänige Einladung, doch einen Augenblick einzutreten, kam. Schon im Hausflure rief der Wirth: »Donnerstag und Freitag, Licht! der Herr Bürgermeister, leuchte Maria!« Sie trat mit dem Lichte, die Thüre eilig öffnend, heraus, und gab mit derselben dem Gaste einen so unsanften Stoß, daß er den hinter ihm stehenden Puder, welcher vor Schreck sein Donnerstag und Freitag fistulirte, in die Arme sank. »Donnerstag, Herr Bürgermeister; ungeschicktes Mädel, den Herrn so vor den Kopf zu stoßen! Lauft,

holt Liquor, Wasser, Essig!« also kreischte Puder im höchst gerechten Zorne.

»Thut nichts, thut nichts, Mamsell,« stammelte der Bürgermeister, welcher bald wieder zu sich kam, zu der ihm die Stirn reibenden Frau des Peruquiers, welche dabei tausend Entschuldigungen anbrachte, während sich Maria erschrocken in die Schlafkammer, die Citadelle der Weiber, zurückgezogen hatte, um hier den Ausgang der tragikomischen Begebenheit abzuwarten.

Der Bürgermeister war unterdessen auf den Großvaterstuhl gebracht, und alles Sträubens ungeachtet, vom Ehepaar mit Essig und Liquor eingerieben. Endlich hörte man auf sein vieles Versichern von seinem vollkommenen Wohlbefinden auf, er rieb die Augen, in welche Essig gekommen war, und drückte der Madame Puder dankbar und zärtlich die Hand mit den Worten: »Thut nichts, thut nichts, Mamsell, Ihre schöne Hand kann Alles gleich wieder gut machen.« Da machte ihm plötzlich der Ruf der Mutter: »Aber wo bleibst du denn, Maria, komm her, und bitte hübsch um Verzeihung!« seinen Irrthum bemerkbar, er blickte betroffen auf, und aus der Kammer trat Maria hochroth mit einer anmuthigen Verbeugung, etwas verlegen, doch mit einem schelmi-

schen Zug um den Rosenmund; Puder aber sagte ihr halb drohend: »Gut, daß es so abging, du Blitzmädel, — schenke Bier ein.«

In dem Augenblick waren Beide, Maria und der Bürgermeister, mit dem Auftrage des Vaters sehr zufrieden; sie ging, jener aber hatte Zeit, sich zu erholen, — lobte dabei die freundliche, nette Stube, die hübsche Lage des Häuschens in der lebhaften Straße, und sprach sein Erstaunen über ein dem Äußern nach noch recht gutes Fortepiano aus, das freilich die kleine Wohnung noch mehr einengte, Maria aber, nach Versicherung des Vaters, recht fertig spielen sollte. Sie kam bald zurück, und reichte dem Herrn Bürgermeister das Glas sehr artig mit der Bitte, ihr voriges Ungeschick zu entschuldigen, da sie eben, weil sie von so vornehmem Besuche gehört, so übereilt gewesen. »Thut nichts, thut nichts, Mariechen,« sagte er, und blickte sie äußerst liebreich an.

Nun kam man zur Ruhe, der Bürgermeister blieb im Lehnstuhle, und nahm die dargereichte neue Kalkpfeife dankbar an, die Frauen beschäftigte das Nähzeug, Puder rückte mit seinem Stuhle dem Tische näher, und erwartete schweigend und artig vorgebeugt, das erste Wort vom Herrn Bürgermeister, welcher das liebliche Gesicht der Maria, das ruhig auf die

Arbeit blickte, unverwandt betrachtete. Das schöne, gescheitelte Haar floß in zwei vollen Locken herab, die hohe, heitere Stirn, die schönen Augen unter hohen Braunen, beschattet von langen Wimpern, die zarte, gesunde Röthe der Wangen, welche mit dem schönsten Munde und Kinn ein reizendes Oval bildeten, konnten freilich wohl die ganze Aufmerksamkeit fesseln. Maria wußte sich recht gut beobachtet, blickte deßhalb wie zufällig um einen Faden zu nehmen, oder das Licht zu putzen auf, und freute sich dann über des Bürgermeisters Verlegenheit, die sich deutlich zweimal zeigte, indem er nach einem Fidibus griff und die brennende Pfeife nochmals anzündete. Die Mutter unterbrach endlich das Schweigen, und sagte halblaut: »Jetzt geht ein Engel durch's Zimmer,« worauf der Gast fein entgegnete: »Ei, nicht doch, ein Engel ist bei uns,« dabei aber die eben aufblickende Maria so liebäugelnd fixirte, daß die über und über erröthete, und Puder sich schmunzelnd allerunterthänigst verbeugte. Nun fiel wieder eine ziemlich lange Pause und Beobachtung ein, bis der Bürgermeister, um zu sprechen, sich nach der übrigen Familie erkundigte. Die Eltern erzählten nun wechselweise lobend von den Anlagen und dem Fleiße ihres Sohnes Julius, der eben Locken austrage, und von ihren jün-

geren Kindern, die wahrscheinlich noch im Hofe spielten; »aber,« setzte die Mutter hinzu, »meine Maria ist zu fleißig, kaum daß ich sie auf eine halbe Stunde bei so schönem Wetter wie heut, mit hinaus bekam, den Vater abzuholen.« Plötzlich kam jetzt der Knabe hereingestürzt: »Vater, es brennt; auf dem Markt ist Feuer; das Haus unsers Grafen!« »Donnerstag und Freitag,« rief Puder, griff nach dem Hute, und war mit drei Sätzen auf die Straße hinaus, denn er war bei der Spritze und dachte zehn Thaler zu verdienen, wenn er mit derselben zuerst käme. Die Frauen liefen an die Hausthür, ganz gelassen suchte der Bürgermeister Stock und Hut, sagte: »wenn's nur nicht das Rathhaus ist,« küßte der zitternden Maria die Hand, und ging so rasch zum Feuer, als es das eigene innere Feuer gestattete. Er war auf dem Punkt gewesen, durch eine kühne Wendung auf das Thema vom Heirathen zu kommen, bei der Gelegenheit Eltern und Tochter zu sondiren, ja wohl gar im glücklichen Falle mit seinem Antrag, der seiner eigenen Überzeugung nach zwar bedenklich, aber doch keineswegs so ganz verwerflich war, herauszurücken.

Auf der Straße rannte schon Alles bunt durch einander; es war 9 Uhr Abends, zwar Mondschein, jedoch nicht hell genug, daß bei so vielem Getümmel

einer dem andern gehörig auswich, daher wurde auch unser Bürgermeister von einem Vorübereilenden derb angerannt, den er sogleich für den von Puder beschriebenen Spanier erkannte.

Jeder weiß, wie es in einer größern Stadt bei einem großen Feuer zugeht. Es brennt, man stürmt von den Thürmen, das Wirbeln der Trommeln und der furchtbare Ruf des Hornes dringen erschütternd durch Lärmen und Geschrei, Reiter jagen wie rasend, das Volk zu Fuße lauft wie besessen, und wenn wenig mehr zu retten ist, dann kommen Spritzen, Lösch- und Rettungsapparate zu spät. Eine Menge Volks steht beim Brande selbst umher, hier helfen viele für sich, wenige retten für die unglücklichen Eigenthümer, und Polizei und Gendarmen haben mit dem Gesindel ihre Noth. Das weiß und erzählt genau, wie das Feuer ausgekommen ist, wer es zuerst gesehen hat, und welche Maßregeln man eigentlich nehmen müßte, aber zur guten thätigen Hülfe haben nur wenige Lust. So war es hier. Puder, dem unterwegs sein alter Herr einfiel, dachte nicht mehr an zehn Thaler und Spritze, lief über Hals und Kopf in das Palais, benahm sich ganz vortrefflich bei Rettung der Effekten, und war sogar der Erste, welcher nach dem Grafen fragte, der, ärztlicher Behandlung

wegen, bereits mehrere Jahre hier in der Stadt wohnte. Schon brannten einige Zimmer des zweiten Stockwerks, da erst dachte man an den kranken Besitzer! Puder raffte Jeden auf, den er begegnete, eilte nach dem Gemach des Grafen, und fand zu seinem nicht geringen Entsetzen den schon seit Jahren nicht gesehenen Spanier um denselben beschäftigt. Man trug den Kranken in ein Nachbarhaus, wohin bald darauf auch der Spanier mit der Nachricht kam, daß das Feuer ziemlich gelöscht und das Beste gerettet sei. Da fragte plötzlich der seit vier Jahren ganz geistesschwache Kranke, der gespannt auf jene Nachricht gehört hatte: »Auch mein Testament? Es war im Schranke hinter dem König Lear im Bildersaal.« Wie ein Blitz war der Spanier hinaus; er drang durch die glimmenden und rauchenden Trümmer, vergebens suchte man ihn zurückzuhalten, und über ihn schlug bald ein gewaltiges Mauerwerk zusammen. Gleich nach der Frage war der Graf wieder in seinen vorigen Stumpfsinn versunken, wurde zusehends schwächer und starb am andern Morgen in den Armen seines alten getreuen Kammerdieners Puder.

Unter denen, welche am andern Morgen betrachtend der Brandstelle vorübergingen, finden wir gegen 10 Uhr auch den Bürgermeister in seinem Frack

und neuem Hute. Er gab, wie es sein Amt nöthig machte, noch einige Befehle, wandelte dann mit pochendem Herzen in eine Weinstube, und nahm, ungeachtet der Weinhändler mehrere Geschichten über das nahe gewesene Feuer zum Besten gab, schweigend sein Frühstück. Wie der aber auf das Verschüttetsein des Spaniers kam, fragte er heftig: »Wie, verschüttet? Keine Spur von ihm? — Und sagten Sie nicht, der Graf sei gestorben?« »Ja Herr Bürgermeister, so ist's,« entgegnete der Weinhändler, »aber Gott sei bei uns, der Spanier, so erzählt die ganze Dienerschaft, ist nur ein Gespenst gewesen, das eben den Alten so mürrisch und menschenfeindlich gemacht haben soll; man hörte jenen fast nie sprechen, er soll Jahrelang verschwunden gewesen sein, dann plötzlich wieder erschienen, habe er stets sonderbaren Einfluß auf die Stimmung des alten Herrn geäußert, welcher sich nur immer unter vier Augen mit ihm besprochen.«

Der Bürgermeister schüttelte einige Male bedenklich den Kopf, trank schweigend sein Glas aus, zahlte, und schlug den Weg durch das Stadtthor, eines hatte die nach allen Seiten offene Stadt nur, man müßte denn die Judendräthe dazu rechnen, nach der Vorstadt zu Puders ein. Hier brachte er kurz und

gut seinen Antrag um Marien bei den dadurch überglücklichen Eltern vor, und erhielt die Einwilligung der eben außer dem Hause beschäftigten Tochter von ihnen im Voraus, man müsse nur mit ihr erst ordentlich reden, sie sei noch sehr jung, erst siebenzehn Jahre im nächsten Monat, doch auf morgen werde gewiß Alles in Ordnung sein.

»Aber wir sind arm,« fügte die Mutter hinzu, »die Ausstattung kann nur dürftig sein.« Doch der Bürgermeister hob alle Bedenklichkeiten mit dem eigenen Vermögen, schüttelte darauf den Eltern freudig die Hände, sich bis auf morgen empfehlend, da die Zeit zur Session herangekommen war, welche seine Gegenwart auf dem Rathhause forderte.

Auch unsern Freund August finden wir schon auf dem Wege. Er hatte gestern Abend noch von der Schwester Nachrichten über Maria eingeholt, aber nichts weiter erfahren, als daß sie wirklich hübsch, ihre Eltern jedoch leider nicht bemittelt wären, und ungeachtet sehr gebildet und angenehm, vermeide sie eben deßhalb allen Umgang. »Wenn du heute Leberg besuchst,« sagte die Schwester, »so erfährst du von ihm am besten alles Wissenswerthe über sämmtliche Mädchen der Provinz von 12 bis 30 Jahren, die irgend ausgezeichnet hübsch oder von Familie sind.«

Mehr deßhalb, als auch um seinen wunderlichen Freund Leberg zu Hause zu sehen, war August jetzt auf dem Wege zu ihm; er fand leicht dessen Wohnung, da er im bezeichneten Hause hinter einer zerschlagenen Fensterscheibe statt Surrogat einen großen Thorner Pfefferkuchen bemerkte, der hier laut den frühern Nachrichten den Freund vermuthen ließ. Im Zimmer, dessen Thür nur mit Mühe wegen vieler vorliegender Aktenstöße zu öffnen war, bedeckten Akten den Boden, Tische, Sofa und Stühle, mitten unter diesen standen zwei abgerissene Bauern, höchst traurige Gestalten; auf einem leeren Fleckchen des Sofas saß der Offizier, dessen oberflächliche Bekanntschaft August schon gestern gemacht; nahe am Fenster, in welchem der Pfefferkuchen den Dienst als Scheibe versah, war Leberg hinter Akten am Schreibtische eifrigst beschäftigt, im rosa mit silbernen Fransen besetzten Domino, statt Kopfbedeckung trug er ein altdeutsches Barret, die grüne Brille auf der Nase. August, um nicht zu stören, auch überrascht, grüßte nur halblaut; Leberg blickte nicht weiter auf, sondern sagte trocken zum Eintretenden: »Vormittag komme ich mit Ihrem Termine nicht zu Stande, Nachmittags um drei Uhr. — Ihr Vorname?« fragte er nun den Offizier, indem er ihn ansah, wobei er

seinen Freund August erkannte, ihn herzlich bewillkommte, seinen Irrthum entschuldigte und einen Augenblick zu verweilen bat. Darauf machte er sein Geschäft mit den Bauern ab, woraus August sowohl als der Offizier eben so große Uneigennützigkeit als Herzensgüte, mit welcher er sich dem Interesse seiner Parteien unterzog, genugsam bemerken konnten. Dankend stolperten die Bauern über die Akten hinaus, aber August umarmte den wackern Leberg, indem er sagte: »Bruder, über dein sonderbares Äußere habe ich dich verkannt; ja, alles am Menschen verändert sich und veraltet, aber das Herz nicht; behalte immerhin deine Eigenheiten, dein Kopf und dein treffliches Herz werden dich Jedem schätzenswerth machen.«

Das Geschäft mit dem Offizier war ebenfalls bald geendet, Leberg bat auch ihn zu bleiben, setzte ein Glas guten Weins vor und ergoß sich nun in Fragen und Antworten. »Bruder,« sagte er endlich, »meinen herzlichen Glückwunsch, heute ist deine Anstellung eingegangen, du kommst als Assessor nach F. So wird's wahrlich nicht Vielen geboten, aber dein Examen war ganz vorzüglich. Nun rathe ich dir, sieh dich nach einer Frau um, du bist ein hübscher Mann, jung, in Amt und Brot, da werden dir nicht die

Weiden geflochten wachsen, wie Andern. Nimm nich
übel, daß ich gestern so von dir lief, aber ich sah eb
ein wunderhübsches Mädchen aus dem Garten ge
hen, und konnte nicht umhin, sie und ihre Mutte
nach Hause zu begleiten. Die Kleine ist äußerst kec
und erklärte mir rund, sie wolle mich nicht; schad
auch nichts, ist's diese nicht, so ist's eine Andere.
August ahnte gleich, daß es Maria gewesen sei
und erkundigte sich genauer; Leberg holte ein Buc
mit rosaseidenem Einbande und goldenem Schnitt her
vor, versicherte darin das Gesellschaftsregister un
alle nöthige Notizen über die schönsten Mädchen z
haben, schlug auf und las eine Menge dießmal frei
lich sehr irrige Nachrichten ab, da er sie nämlic
für des Perruquiers wirkliche Tochter gehalten hatt
»Dort in jenem grünen Buche sind alle Bräute ve
zeichnet,« indem er auf einen Bücherschrank deut
te, in welchem die erwähnten sehr starken Bänd
prangten.

August war für jetzt befriedigt, doch der Off
zier, über die eigene große Buchführung verwunder
ließ noch einige interessante Rubriken aufschlagen.

Darüber kam man nun auf das gesellige Le
ben, auf Wintervergnügungen durch Theater un
Konzerte, worüber Leberg sowohl als der Offizie

sich nicht zum Vortheil der Stadt äußern konnten. Dabei kam man sich näher, denn alle drei entwickelten so gediegene Ansichten über Kunst und gesellige Mittheilung, fanden auch hier so viele Berührungspunkte, daß man bald zu einer freundschaftlichen Vertraulichkeit überging, die in richtigen Gefühlen für Natur und Kunst, welches Menschen bald innig und fest verbindet, eine dauernde Grundlage hatte.

Das Kleeblatt hatte sich bei dem trefflichen Weine und in so guter Unterhaltung recht eigentlich vertieft, da öffnete sich die Thüre und eine uns schon bekannte Gestalt trat ein, die man nun am Tageslichte ruhig und genau betrachten konnte. Ein großer hagerer Mann von kräftigem Körperbau, das blasse Gesicht von schwarzem Barte bewachsen, im Blicke Verwegenheit, die durch eine noch blutige Wunde an der Stirn und durch das unordentlich herabfallende schwarze Haar noch erhöht wurde. Um die Schultern hing ihm ein halb verbrannter spanischer Mantel von blauer Leinwand, unter welchem der abgeschabte Hut, den der Mann in der Hand trug, und ein gewaltiger Knotenstock hervorsah; der Faltenwurf verrieth, daß unter dem linken Arme etwas gehalten wurde, die übrige Bekleidung zeigte ebenfalls von der größten Dürftigkeit.

»Wo kommst du her, Juan?« fragte der Offizier den Eintretenden, »willst du mich wieder am Lago Maggiore führen?« »Ja Herr,« entgegnete der im gebrochenen Deutsch, »lohn's Euch Gott, seit dem hat keiner mir so bezahlt; hier aber habe ich einen Auftrag an Sie, Herr Leberg.« Dabei setzte er einen kleinen eisernen Kasten, den er vorher unterm Arm trug, nieder, und fuhr dann fort: »Wollt Ihr mich vernehmen, so schreibt Tag und Stunde nur an die Thür von St. Adalbert, da ich dort täglich vorübergehe, aber nie weiß, wo ich wohne und schlafe. Herr,« sagte er dann zum Offizier, »Euch geht das auch an, denkt an Arona;« somit ging er, ohne irgend einer Frage zu stehen.

Der Kasten war verschlossen, ein Schlüssel fand sich nirgends, im Augenblicke konnte man also den Inhalt nicht untersuchen, und Leberg bat den Offizier, über den sonderbaren Menschen, in wie weit er ihn kenne, einigen Aufschluß zu geben.

»Vor drei Jahren,« erzählte der Offizier, »reiste ich in den ersten Tagen des Oktobers aus der Schweiz nach Italien; auf dem prächtigen Wege über das Leukerbad und den Simplon wollte ich sobald als möglich Mailand erreichen, verweilte jedoch in Duomo d'Ossola, um das romantische Veriolathal näher

kennen zu lernen. Als Führer sandte man mir auf meine Nachfrage eben jenen Menschen mit der Versicherung, niemand kenne das Thal wie auch die Gegend am Lago Maggiore besser, als Juan Laurato, der überdieß als Sänger, glücklicher Improvisator und fertiger Guitarrespieler den Reisenden manchen Genuß mehr verschaffe, als andere Leute seines Geschäfts. Der Mann war damals eben so gekleidet, nur waren Mantel, Hut und Beinkleider in besserem Zustande; er führte, wo ich nicht irre, denselben Knotenstock, aber über seine Schultern hing an einem farbigen, seidenen Bande eine recht gute Guitarre, welche mir ihn mehr als alles andere empfahl.«

»Singend führte er mich durch die sehenswerthesten Gegenden des wilden Thals bis zur Mündung des Flüßchens in den See, dessen Anblick mir immer noch verborgen geblieben war, um ihn auf einmal ganz zu genießen. »Den See, Herr, müßt Ihr im Frühlichte schauen, drum übernachtet hier,« sagte Juan, als wir Abends durch ein liebliches Dörfchen zwischen Rebengeländern hinwandelten, unter denen das muntere Völkchen vor den Thüren allerlei Kurzweil trieb und freundlich grüßte. Am andern Morgen, es war Sonntag, gingen wir zeitig von hier aus. Plötzlich, um eine Felsecke wendend, standen

wir auf einer schroff in den See steigenden Wand
weit hin dehnte sich die Flut, wie Zaubergefild
schwammen auf ihr die blühenden Inseln mit ihren
Villen und dem Pallast. In neblichter Ferne ragten
die Thürme von Sesto und Legiano jenseits, rechts
die von Arena empor, über die ganze Gegend ergoß
sich ein duftiges Dämmerlicht, aber hinter mir ver-
goldete die Sonne schon die Schneegipfel der Alpen.
Im frischen Morgenglanze strahlten der nahe Sim-
plon und weiterhin der mächtige Montblanc herüber.«

»Vor mir stand mein Führer, sich innig an mei-
nem Entzücken ergötzend, versicherte er stolz, kein
anderer führe die Fremden auf diesen Punkt, den
schönsten am ganzen See, griff dann mächtig in die
Saiten und sang das Lob des schönen Italiens und
des Lago Maggiore.«

»Dem Purpurdufte im Osten folgte bald die präch-
tige Sonne. Kühn stieg sie über die Höhen der Boreno,
die weite Fläche des Sees lag nun im Morgenstrahl
vor mir. Ein leiser Wind verwehte den Duft, rosige
Wölkchen hoben sich zuerst von der Isola dei Pesca-
tori, enthüllten die Aussicht über die schönen Ufer,
bald auch die Isola Bella mit ihren Terrassen und
dem blendenden Marmorpallaste, endlich das Schöne
dieser Eilande, die Isola Madre.«

»Wie das nach und nach entschleierte Bild eines großen Künstlers lag das Ganze in überraschender Schönheit und Majestät vor mir da; tausendstimmig schallte der Vögel Gesang aus dem Wäldchen am Ufer, den Fuß der Felsen umtanzten kleine Wellen mit sanftem Rauschen.«

»Ufer und Inseln wurden bald lebendig; hier und da stießen Gondeln ab, mehrere umgaukelten schon mit vollen Segeln die blühenden Eilande, wie Schmetterlinge die Blumen, setzten sich da und dort an, oder glitten lustig über die blaue Flut. O, wie versunken war ich da im Anschauen, wie selig bin ich noch in der Erinnerung des himmlischen Anblicks! Mein Führer brachte mich wieder zu mir selbst; sein trefflicher Gesang, welcher den Genuß ungemein erhöhte, schwieg, er aber wendete sich, auf ein Fahrzeug deutend, welches nahe an unserm Standpunkte zur Abfahrt bereit lag, an mich: „Wollen wir zu Mittag auf Isola Madre sein und noch die Ufer in der schönsten Beleuchtung sehen, so fahren wir dort mit, steiget hinab.« Noch einmal überschaute ich den See, der südlich seine Gränze dem Auge barg, gegen Norden und Osten, mir gegenüber, schwammen die Ufer und Höhen in bläulicher Ferne, die Inseln vor mir im hellen Sonnenlichte in schwimmender Pracht. Zu bei-

den Seiten meines Standpunktes dehnten sich himmlische Weingärten, Oliven- und Kastanienwäldchen, freundliche Dörfer und Städte, die hinter mir zahlreicher noch gegen die mächtige Kette der penninischen Alpen hinaufstiegen. Zögernd folgte ich zur Barke, wohin Laurato mit meinem Gepäcke vorangegangen.«

»Als ich dort ankam, hatte er mit dem bereits für eine Gesellschaft zur Überfahrt gedungenen Schiffer einen billigen Akkord für mich abgeschlossen und ein mäßiges Frühstück ausgepackt, das wir mit dem Gondoliere, der mir durch die Einladung sehr gewogen wurde, im schaukelnden Kahn einnahmen. Nicht lange, da nahten sich die Erwarteten, Damen und Herrn, acht Paare. Je näher sie kamen, desto unruhiger wurde mein Führer in Geberden und Bewegung. Vergebens fragte ich, was ihm begegnet sei, denn ohne weiter auf mich zu hören, packte er mein Geräthe zusammen, stürzte dann in einigen wilden Akkorden über seine Guitarre und zog sich nachher still hinten in die Gondel zurück, als die Gesellschaft einstieg. Diese gefiel mir eben nicht. Eine durchschwärmte Nacht sprach aus den trüben Blicken der Männer, unverkennbarer noch aus dem unordentlichen Lockenbau und den blassen Wangen der übrigens recht hübschen Mädchen und jungen Frauen. Ihre un-

zarten Scherze verleideten mir die Fahrt, wie den ganzen herrlichen Morgen; den lieblichsten Ufern, hier mit hohen epheuberankten Felsen, dort mit Rebenhügeln, schönen Dörfern und Villen besät, zwischen Kastanienwäldchen und Olivengärten eilten wir vorüber, ohne daß ich ihre Schönheit empfand, ja mein Unwille brach sogar in die Worte aus: »Gott, wie können so niedere Seelen in deiner schönen Natur leben, in der sie selbst Andern den Genuß vergällen!« Jetzt regte Laurato wieder die Saiten; das tosende Gelächter verstummte, wie aus einem Munde riefen Alle: »Hört den Sänger!« Der roheste Italiener hört aufmerksam und ruhig den Sänger, der Sonntags vor dem Volke Stellen aus Tasso, Ariost oder aus andern großen Dichtern rezitirt, auch wohl gar als glücklicher Improvisator mit Guitarrebegleitung Allen zu hoher Lust auftritt; möchten doch unsere guten Zirkel oft gegen große Künstler seinem Beispiele folgen. Er drückte den Hut tiefer ins Gesicht, präludirte in kühnen Gängen, fiel plötzlich mit seinem volltönenden reinen Tenore ein, und sang in einer sehr guten Ballade die Klagen eines unglücklichen Vaters über sein einziges, innig geliebtes, undankbares Kind. Wohl erhob sich eine Stimme: »Weg mit dem Gewimmer, spielt zum Tanz, singt die Liebe!« Aber

eine Dame von junonischer Gestalt, obgleich schon in gewissem Alter, noch ganz lebendige, feurige Italienerin, und sehr interessant, wie es mir schien, die vornehmste in der Gesellschaft, gebot: »Laßt ihn, mir gefällt's.« Sie war vorher mit einem ältlichen ziemlich verfallenen Herrn die Ausgelassenste, wurde aber immer ernster. Der Sänger sang endlich den Tod des unglücklichen greisen Vaters, fern von allen seinen Lieben, fern von seinem grausamen Kinde, von ihm verlassen, verstoßen, vergessen, bricht sein Auge; nach nimmt der Mund stammelnd den Fluch zurück, aber schon erstarrt das Vaterherz und die Lippen können nicht mehr Segen über das unglückliche Kind sprechen. Da entfärbte sich die Dame, und fiel ihrem Begleiter besinnungslos in die Arme.«

»Allgemeines Getümmel erhob sich, einige waren um die Dame beschäftigt, die Herren drohten den Laurato über Bord zu werfen, kaum erhielt ich und der Schiffer die Ruhe auf der schwankenden Gondel; jener blieb indessen ruhig auf seinem Platze, als wäre nichts geschehen. Wir waren dem Lande näher, als den Inseln, man befahl daher nach Arona, dem nächsten Städtchen, in dessen Gegend die Besitzungen der Erkrankten lagen, zu steuern. Sie schlug inzwischen die Augen auf, sah wild um sich, stierte mich an,

und fragte in fürchterlichem Tone: »Wer sagte dir das, Teufel? Ja, sein Fluch! — Mein Kind, wo ist mein Kind? Auch todt!« — Sie fiel darauf wieder in Zuckungen. Neben uns hin aber zogen manche bunte Gondeln mit fröhlich singender Gesellschaft. Göttliche Ruhe beseligte die Natur, schon stand die Sonne hoch, zu ihr auf schwebte ein Alpenaar in weiten Kreisen durch den blauen Äther. Endlich langten wir bei einer Villa am Städtchen Arona an, man trug die Kranke da hinein, mein Führer aber, dem man noch mehrere Drohungen nachrief, machte mir den Vorschag in der Stadt den Nachmittag abzuwarten, weil dann wieder Gondeln nach den Inseln abgehen. Ich war ihm gefolgt, und dachte noch im Wirthshause an das sonderbare Ereigniß. Die Ballade, der wahre ergreifende Ausdruck des Sängers beim Vortrage hatte auch mich erschüttert, doch war mir der eben erlebte Vorfall ohne besondere persönliche Beziehung nicht erklärlich, aber allen Fragen darüber wich mein Führer geschickt aus. Eben saß er mit mehreren bei dem beliebten **à la Mora**, da traten zwei Häscher zu ihm, die ihn, alles Sträubens ungeachtet, abführten. Man ließ ihm sein Instrument, womit ich nacheilte und das ich ihm nebst drei Dukaten übergab. Auf dem Rathhause erklärte man

mir jedoch einfach, heute könne der Kerl nicht vernommen werden, übrigens habe er eine vornehme Dame beleidigt, wahrscheinlich auch noch gröbere Verbrechen verübt, die ihm wenigstens eine lange Haft zuziehen würden. In wie fern er schuldig sei, konnte ich natürlich nicht übersehen, meine Verwendung bei jener Gesellschaft würde nach meiner Überzeugung gewiß ganz erfolglos geblieben sein, daher setzte ich am andern Tage den Weg nach Mailand fort, und habe seitdem bis heute durchaus nichts von dem Menschen gehört, doch werde ich ihn sogleich aufsuchen, um wo möglich den Schlüssel für jene räthselhafte Begebenheit zu erhalten.«

Die beiden Juristen, besonders Leberg, erschöpften sich in Muthmaßungen; er freute sich besonders durch den gewiß dahinter steckenden interessanten Rechtsfall, einen herrlichen Beitrag für eine Sammlung der Art, die ihn eben beschäftigte, zu erhalten. August und der Offizier waren beide in Italien gewesen, sie fanden in der Erinnerung nun manchen schönen Berührungspunkt, dazu kam, daß der Wein, dessen Vortrefflichkeit ihn eben so sehr empfahl, als der wackere Wirth zum Trinken ermunterte, Herz und Gemüth noch mehr erregte, und so wurde bald zwischen jenen Beiden ein inniges Freundschaftsbündniß

geschlossen. Unterdessen rief man Leberg ab, dringende Geschäfte forderten auf einige Zeit seine Gegenwart außerhalb der Stadt; er kleidete sich um, ließ die eine Maske zu Hause und fuhr in der andern davon, die Freunde aber gingen in frohem Gespräche Arm in Arm nach Augusts älterlichem Hause.

Daheim eilte der glückliche Vater dem Sohne mit einem großen Briefe entgegen, der wirklich die erwartete Bestallung enthielt. Mutter und Schwester hingen freudig glückwünschend an dem geliebten Sohn und Bruder; ja sogar dem alten Herrn waren in dem Augenblicke die Späße ausgegangen, seine herzliche Umarmung sprach mehr als Worte. In den schönsten Momenten des Lebens versagt selbst dem Wortreichsten die Zunge; wie wenig glücklich sind wir daher, wenn wir am witzigsten sind! Endlich gestattete die bisher fast stürmische Freude der Familie die Vorstellung des ihr schon bekannten Offiziers als Freund Augusts; man nahm ihn als solchen mit eben der Herzlichkeit auf, die sich vorher geäußert hatte, bittend, er möchte in Gesellschaft einiger Bekannten zu Mittage bleiben. Der Apotheker hatte zur Feier der Ernennung seines Sohnes zum Assessor juris den Bürgermeister, den G. und Herrn S. eingeladen und bedauerte nur die Abwesenheit Lebergs, der als

Augusts Jugendfreund unter seinen Bekannten den ersten Platz verdiente. Das Mal war eben so trefflich, als die gute Laune, welche besonders vom Papa Medikus nach allen Richtungen hinstrahlte. So wandte er sich unter andern an Herrn S., den er nach der Vorzeit in der Gegenwart fragte, was freilich erst dem Sohne durch eine gemüthliche Erklärung des jungen Gelehrten verständlich, aber mit dem Lächeln aller Anwesenden begleitet wurde. Herr G. bemerkte dabei sanft und süß: »Dergleichen ganz unübertrefflich erhabene literärische Versuche gedeihen in manchen Orten nicht, doch entzückten, beglückten, ja — beseligten mich die drei nur erschienenen Hefte dieser lieblichen Journal-Ephemere.« — »Woran doch, — Sie hatten gewiß nicht darauf prämmerirt,« unterbrach ihn der Bürgermeister, zwar satyrisch, doch aber feierlicher als sonst, während er fünf Brotkügelchen, zum großen Vergnügen der Töchter vom Hause, auf den Teller warf, und mit äußerst wichtiger Miene ein wahrsagendes Kreuz zu Stande brachte, wodurch er zum Toaste: »Was wir lieben,« zu dem er schmunzelnd anstieß, veranlaßt wurde.

Bald gewann die Unterhaltung eine juristische Form, wie das überall geschieht, wo irgend zwei Rechtsmänner zusammentreffen. Man kam auf das

vielfach besprochene Thema über die Geschwornengerichte, über Konkurs ꝛc., wobei sich August mit so gründlicher Kenntniß äußerte, daß er des Bürgermeisters Gunst in hohem Grade gewann. »Solche Männer,« sagte der ganz im Enthusiasmus, »werden denn doch einmal ein Ende machen; also auf gute Beförderung, Herr Assessor! Soll mich doch wundern, was aus dem Fonkschen Prozesse werden wird.« Mancher Scherz des Wirthes gab der Unterhaltung immer neuen Stoff und neue Richtung; einige Äußerungen, die er an den Offizier, welcher sich seit Kurzem mit Schriftstellerei beschäftigte, und dessen erste Versuche freilich noch sehr viel zu wünschen übrig ließen, richtete, gaben selbst dem Dessert viel Pikantes. Endlich verabredete man gegen Abend in einem nahe gelegenen Lustörtchen, dem Silbergroschen, wieder zusammenzutreffen, und trennte sich.

Die ganze Tischgesellschaft finden wir hier schon um fünf Uhr bis auf den Bürgermeister, welcher dringende Geschäfte vorschützend, absagen ließ; denn er mußte ja heute zur Entscheidung seines Glücks einen wichtigen Gang unternehmen. Wider Erwarten traf er aber Niemand zu Hause. Puder, gestern noch in sehr drückendem Geldmangel, der schon seit einiger Zeit dem schönen Instrumente, freilich dem be-

sten, aber auch nach des Perruquiers Meinung, dem entbehrlichsten Möbel, Versatz oder Verkauf drohte, war unverhofft in eine glücklichere Lage versetzt worden, und nun mit den Seinen hinausgewandert in die freie Natur, aller früheren Sorgen zu vergessen, und sich nach langer kummervoller Zeit wieder gütlich zu thun. Vormittags, es war eben Sonntag, gingen die beiden Eltern mit den Kindern noch sehr betrübt zum nahen Kirchlein, die Messe zu hören, um sich hier Trost zu holen. Marias ganz entschiedene Antwort auf die ihr von der Mutter gestern schon mitgetheilte Bewerbung des Bürgermeisters: sie achte ihn zwar, sei jedoch besonders gegen ihn viel zu jung, daß sie aus Neigung ihre Hand ihm geben könnte, wobei einige Thränen als gewaltige Verstärkung ihrer Bitte, sie damit nicht zu quälen, nachrückten, hatte den bedrängten Eltern auch noch diese letzte freudige Hoffnung geraubt, denn natürlich waren sie nun bald bemüht, die inniggeliebte Tochter zu beruhigen, wozu das Versprechen, sie niemals in der Beziehung zu zwingen, das Meiste beitrug. Puder bemerkte den Spanier mit mehreren Bettlern in der Vorhalle der Kirche; erschrocken grüßte er ehrerbietig dieß geheimnißvolle wohlthätige Wesen, und ging, ohne daß er es anzureden wagte, vorüber. Mutter und Tochter

knieten unterdessen schon betend vor einem Madonnenbilde, zu dem das himmlische unschuldige Engelsgesichtchen des Mädchens mit frommer Andacht aufblickte, aber Kummer und Betrübniß sprach aus den Zügen und den stillen Thränen der bleichen leidenden Mutter, welche inbrünstig um Errettung aus ihrer drückenden Noth und um Segen für ihre Familie zur Hochheiligen flehte. Der Vater saß in einem Kirchstuhle mit Kummer und Gebeten im Herzen, welche der weibliche Mund halblaut vor der Madonna aussprach.

In sich gekehrt und still verließen die Eltern und Marie die Kirche, die Tochter bekümmerten die trüben Blicke jener, sie ahnte nicht einmal ganz die Noth, da man bisher alle Erörterung darüber in ihrer Gegenwart vermieden, noch weniger aber den Verkauf ihres sehr lieben Instrumentes erwähnt hatte. Puder fand den Spanier noch am Eingange, mit ihm zugleich trat er in den Kirchhof hinaus; der Spanier forderte Jenen durch Winke auf, ihm zu folgen, und schritt in eine abgelegene Ecke hinter die Kirche. »Ihr habt mich lange nicht gesehen,« redete er den in Angstschweiß gebadeten Perruquier an, »man hat Euch vergessen.« Dabei gab er ihm ein unter dem Mantel verborgen gehaltenes Päckchen und eilte

zum Thore hinaus, zwischen dem Mauerwerke einiger verfallenen Gebäude, die ihn dem Auge des Staunenden entzogen, noch ehe der sich erholte, durch. Den Puder brachte erst das Glockengeläut in dem neben ihm auf flacher Erde erbauten Glockenstübchen zur Überzeugung, Alles was ihm begegnet war, sei Wirklichkeit, nicht Traum; er wischte sich den Schweiß von der Stirn, betrachtete das Päckchen und rief freudig: »Donnerstag und Freitag, ja ja, wo die Noth am größten!« und ging mit großen Schritten nach Hause. »Donnerstag und Freitag!« jubelte er der über sein Zurückbleiben fragenden Mutter entgegen, »sieh, uns ist geholfen.« Während man das Geschenk enthüllte, erzählte der Vater haarklein, wie er's erhalten, und was er für Muth gehabt habe, dem Spanier, der abgerissen und von fürchterlicherem Äußeren als sonst, hinter die Kirche ganz allein zu folgen. »Donnerstag!« sagte er, »ich machte erst drei Kreuze, und da ich eben aus der Kirche kam, so konnte mir der Böse nichts anhaben; denn des Grafen Spanier wurde, wie Jeder weiß, beim Feuer verschüttet.«

Nun fand man nebst mehreren schönen Kleidern, die freilich nicht mehr für Marien taugten, der das Geschenk schon vor drei Jahren bestimmt war, auch die hundert Dukaten, auf welche Kinder und Eltern mit

gleich freudigen Blicken hinstaunten; aber Puder konnte sein vor Maria bis jetzt gehegtes Geheimniß nicht mehr bewahren, er ließ in der Freude so viele Andeutungen fallen, daß das kluge Mädchen durch einige Fragen bald vollends so viel als er selber über ihre Herkunft wußte. Seitdem verbreitete sich eine rührende Schwermuth über sie, mit einem Male wurde sie dadurch den leichten Tagen der unbekümmerten Jugend entrückt, und als Jungfrau wirklich unaussprechlich liebenswürdig.

Auf wunderbare Weise weckt das Leben den bessern Menschen zu neuen Perioden ihres Daseins, tief erschütternd greift es in die Tiefe des Herzens, und formt es oft mit einem Drucke zum höhern, bessern um. In derselben Kirche dankte Nachmittags die gerettete Familie. Mit ganz andern Gefühlen knieten jetzt die Mutter und Maria vor demselben Bilde; süße Thränen des Dankes flossen über die bleichen Wangen Jener, die mit erheitertem Blicke aufsah zur Madonna, aber im Herzen des Mädchens kreuzten sich tausend Gedanken über ihre wirklichen Eltern; sie wußte nicht, was sie erflehen sollte; große Thränen inniger Wehmuth hingen an ihren schönen Augen, die sie endlich mit den Worten: »Bitte Du für mich,« zur Gebenedeiten aufschlug.

Froh und fröhlich lustwandelnd ging die Fami-

lie über blumige Wiesen, durch wogende Kornfelder hin, am Ufer des muntern Flusses, auf dessen schroffen Ufern sich der liebliche Fußsteig hinschlängelte, nach jenem Lustörtchen, wo sie bereits einen großen Theil der Kegelgesellschaft beisammen findet. August war so glücklich, Maria gleich bei ihrem Eintreten dort zu bemerken, da ihm sich gestern ihre schönen Züge tief eingedrückt; wie zufällig ging er den Kommenden entgegen, und brachte durch eine artige Verbeugung sich auch bei Maria in Erinnerung.

Puder grüßte während dessen schon heftig nach allen Seiten die Mitglieder der honorabeln Kegelgesellschaft, deren wahrhafte Urbanität als einzige Ursache seiner manchmaligen Aufnahme beim Spiele er allen widerfahren ließ. Die Seinen hatten schon in einem entlegenen Theil des Gärtchens Platz genommen, theils aus Bescheidenheit, theils um den heftigen Damen-Kritiken zu entgehen. Man kann im Silbergroschen förmlich drei Logen annehmen: der recht freundliche und geräumige Balkon hinter dem eben so freundlichen Gebäude ist unstreitig eine wahrhafte Sorbonne, ganz abgeschlossen; ein bloßer Blick verscheucht die nicht dahin Gehörigen, man hält streng auf Ordnung. Der zweite Sitz stand vor- und hinter dem Hause, freilich angenehmer und geräumiger, ge-

nießt eben der schönen Aussicht auf den Fluß und seine prächtigen Wiesen, ihn belustigt ebenfalls das Plätschern der Fontaine des Gärtchens, die der industriöse Wirth mit manchen niedlichen hydraulischen Spielereien, seinen Gästen zur Lust, versehen hat, hat aber über sich keinen Schirm gegen Sonne und Regen wie der Balkon.

Hier ist die Kritik nicht mehr so scharf, man sieht nach dem Balkon, bewundert Putz und Moden, unterhält sich fröhlich, aber weniger über Andere. Der tiers-état genießt nicht unmittelbar der schönen Aussicht, sondern nur die auf den zweiten Stand, denn seine mehr zurückgezogenen Sitze werden rechts von einer mehr romantischen als nützlichen Mühle, vorwärts durch hohe Pappeln beschränkt; man hat hier Schatten, die Gaben des Wirthes, und den Anblick der vorübergehenden beiden höhern Stände. Das nahe Belvedere, von welchem man eine unendlich schöne Aussicht auf die weitgedehnte Stadt, über den Fluß und die Wiesen hin genießt, gewährt leidliche Entschädigung. Streng scheiden sich die Stände, das Ganze bildet eine wohlgeordnete Aristokratie wie das einstige Venedig. Juden haben durchaus keine Bürgerrechte, ja nicht einmal Schutzbriefe; wie Reisende betrachten sie zuweilen durchwandernd die Herrlich-

keiten, aber mit guter Manier weiß man sie zu entfernen, da bei größerer christlicher Versammlung die Dienerschaft Bestellungen Jener fein überhört; so wird der Ort auch wahrhaft einziges Asyl aller von den hiesigen sehr zahlreichen Kindern Israels oft hart bedrängten Christen.

Schon finden wir den Offizier, seine frühere oberflächliche Bekanntschaft mit der schönen Maria zum Vortheil seines Freundes, welcher ihn gleich auf ihre Ankunft aufmerksam gemacht hatte, benutzend, mit ihnen im Gespräch an ihrem Tische. Das Ungezwungene, doch höchst Sittsame und Gedachte in des Mädchens Äußerungen, der leise Anflug von Schwermuth, wozu ihr in der heutigen Entdeckung freilich Veranlassung genug war, auf dem schönen frischen Gesichtchen, alles fesselte den jungen Mann so sehr, daß er von seinem Vater erst wieder den Seinigen zurückgeführt werden mußte; der Medikus machte eine leichte Verbeugung gegen die Damen, welche durch ihr Aufstehen und artiges Erwiedern des Grußes bei dem zweiten Stande große Verwunderung erregten. Im Zurückgehen lobte der alte Herr den guten Geschmack des Sohnes, stieß den Armen durch die Worte: »Schade, daß Puder meine Atzel besorgt,« einen Dolch in das liebende Herz. Natürlich war der Sohn nicht

lange in der übrigen Gesellschaft und fand auch nun ohne seinen Freund den Weg zu Maria. Puder war ebenfalls jetzt da, und begrüßte ehrerbietig den Medizi-ner, welchen der Perruquier manchmal unter den Hän-den gehabt zu haben vermeinte, doch verwechselte er ihn mit einem jüngeren Bruder, der August sehr ähn-lich war. In der Meinung fuhr er auch fort: »Don-nerstag und Freitag, wie der junge Herr in den vier Jahren gewachsen sind! O, ich erinnere mich noch sehr Ihres vortrefflichen Fortepianospielens, wobei ich den Herrn Vater manchmal ein viertel Stündchen länger frisirte als eigentlich nöthig war, um nur Ih-nen zuzuhören.« Der Alte ließ, August's Einwendun-gen ungeachtet, daß er ihn wahrscheinlich verkenne, seiner Friseur-Suade den Zügel schießen, theils zum Lobe des jungen Herrn, theils auch zum Lobe seiner Maria, die überhaupt immer leicht das Thema sei-ner Unterhaltungen wurde. »Denselben Lehrer, den Sie hatten,« sagte er, »hat auch meine Maria bis zum vorigen Jahre gehabt; ich hoffe, sie soll Ihnen nichts nachgeben, Herr Assessor.« »Das wäre der Mühe werth,« wandte sich August an das Mädchen, »uns als Schüler Eines Meisters zu versuchen.« Frei-lich lehnte sie des Vaters Lob bescheiden ab, nahm aber auf recht artige Weise die Ausforderung an, zu

deren Entscheidung beide Theile den Offizier einstimmig erwählten. Der Vater bat dann auf morgen Nachmittag beide junge Männer, die jetzt, um mit ihrer Gesellschaft den Rückweg anzutreten, den Silbergroschen verließen. Auch Puder machte sich bald mit den Seinen auf den Heimweg; er ging mit seiner Frau voraus, überlegend, wie man dem Bürgermeister auf gute Art die Lage der Dinge verständigen könnte; Maria dachte an ihre Eltern, machte sich allerlei verworrene Bilder darüber, die aber immer von einem sehr klaren, von dem Bilde des liebenswürdigen jungen Assessors, durchkreuzt wurden. Aus ihren Träumen weckte sie der ihr mitgetheilte elterliche Entschluß, sie selbst sollte dem Bürgermeister ihre Meinung sagen, man würde und müsse ihn an sie weisen, da Vater und Mutter eigentlich zu weit gegangen wären. Die Familie kam ziemlich spät nach Hause, wo Maria bald von ihr schied, um in ihrer Kammer sich ungestört den wehmüthigen Gedanken ihrer Verweisung und dem ihrer aufdämmernden Liebe zu überlassen. Aus dem Fenster übersah sie hier weithin den Fluß, er schimmerte wie ein Silbergewand im Lichte des Mondes, der die Gegend und die sich rechts hindehnende Stadt dämmernd erleuchtete. In süßer Wehmuth blickte sie auf zu dem gestirnten Him-

mel und flehte um ihre Eltern; denn die für sie so liebreich gesorgt hatten, fürchtete sie durch Fragen zu kränken. Bald sah sie wieder stumm auf den Strom, sie wagte es nicht auszusprechen, daß zu ihrem vollkommenen Glück auch er noch, August, gehörte. Da trug der Abendwind die Töne einer nicht fernen Guitarre vom Garten herüber, sie lauschte, und hörte deutlich die Worte des Sängers der Liebe dazu:

Nun noch einmal, gute Nacht!
Und an deinem Lager säume
Nur der lieblichste der Träume,
Bis der Morgen wieder lacht.
Dann geh' auf in stiller Pracht,
Wie der Tag den Erdensöhnen,
Meine Hoffnungen zu krönen;
Unschuld, Anmuth, reine Tugend,
Alles was sie will, verschönen.

In mehr und mehr sich entfernenden Akkorden verschwammen endlich die Töne; leise schloß die Jungfrau das Fenster, in raschen Schlägen eilte das jugendliche Blut, tausend himmlisch schmerzliche Gedanken zauberte die Phantasie in wunderlichen Gebilden ihr selbst im Traume noch vor.

Ungeachtet Augusts Freund am nächsten Mittage sich nicht als Schiedsrichter einfand, so ging Jener doch zur bestimmten Zeit zu Puders. Man bemerkte heute mehr Sorgfalt und Eleganz an seinem

Anzuge als sonst, einige Zerstreutheit und Unruhe war heute an ihm bereits den Seinen aufgefallen, denen er, des Vaters harten Wortes eingedenk, nichts von seinem Abendteuer mitzutheilen wagte.

Auch Maria war ungewöhnlich thätig, im Zimmer alles auf das Beste zu ordnen, wobei ihr die jüngern Kinder des Perruquiers viel zu schaffen machten, welche endlich Nachmittags vollends exilirt wurden; selbst im sonntäglichen Anzuge war sie gegen die Zeit, da August eintreffen konnte, beschäftigt, ihre Lieblingsmusik auszuwählen, denn an trefflichen Noten und Büchern war sie durch des verstorbenen Grafen Freigebigkeit sehr reich. Der Assessor ließ nicht lange auf sich warten, Maria sah ihn kommen, und eilte in die Kammer, um noch einen flüchtigen Blick in den Spiegel zu werfen; die Mutter empfing den Gast, entschuldigte ihren so eben abgerufenen Mann, das Mädchen kam indessen zurück, man begrüßte sich artig und etwas verlegen, und ging dann bald zur Musik.

Mit welchen Gefühlen der Verliebte hinter dem Stuhle seiner Schönen stand, die so eben eine schöne Arie höchst kunstfertig mit seelenvoller Stimme vortrug, während die kleinen Händchen die Begleitung

rund harmonisch hervorzauberten, überlasse ich dem Urtheile des Lesers, kurz er war ganz hingerissen von ihrer Schönheit und von ihren Talenten, die sich im Verfolg der Unterhaltung nur immer reicher und mannigfaltiger entwickelten.

Die Reihe kam nun an ihn, aber auch er entsprach aller Erwartung. Die Empfindungen der Jungfrau zu schildern, welche mit zitternder Hand das Blatt umwandte, liegt vollends über meiner Darstellungsgabe. Kurz, beide jungen Leute standen sich nun bei Weitem näher, die Ahnung ihrer Liebe ward in jedem selige Gewißheit. Auf dem Rückwege nach Hause gab sich August von seinen Gefühlen für Maria gründliche Rechenschaft, und faßte den Entschluß, seinem Vater, die, wie er hoffen konnte, nicht unerwiederte Neigung zu gestehen. Dem alten Herrn war eben das keine erwünschte Partie, die Tochter eines armen Perruquiers für seinen Sohn, dessen Fähigkeiten ihm sowohl eben so glänzende Aussichten eröffneten, als auch die Wohlhabenheit des Mediziners eine brillante Partie erwarten ließen. Er erklärte, daß er freilich seine Wahl nie gut heißen könne, doch als selbstständiger Mann möge er thun, was ihm recht däuchte. Die Mutter wagte August nicht darüber zu sprechen, da sie, wie alle andern Mütter, mit ihren Söhnen

immer noch höher hinaus wollen als die Väter, und also vollends dagegen gewesen sein würde. Bekümmert, aber entschlossen, nur Maria seine Hand zu geben, ging er zu seinem Freunde, dem er bereits unterwegs begegnete. Nach langem Suchen, wodurch der Offizier sich als Schiedsrichter einzufinden versäumte, hatte er den Spanier wirklich nach der St. Adalberts-Kirche, diesem gewöhnlichen Aufenthalte, getroffen, mit ihm ein trauliches Gespräch angeknüpft, ihn dann mit nach Hause geführt, und durch Wein und Geld zur Entwicklung des Geheimnisses vermocht.

»Mich bindet nun nach des Grafen Tode nichts mehr,« sagte der Mensch, »hört also meine Geschichte, so wie sie zur Aufklärung der räthselhaften Begebenheiten bei Arona nöthig ist. Seit etwa zwei Monaten bin ich dort aus der Haft, die mir damals mein Gesang auf der Überfahrt nach den Inseln zuzog. Der ohnmächtigen Dame erinnert Ihr Euch, sie war meines Herrn des Grafen Z. einzige Tochter, ihn glaubte ich jetzt nicht mehr wieder zu finden, da er schon vor drei Jahren bei meiner Abreise sehr schwach war, tiefsinnig über sein einziges Kind, das, überhäuft mit Liebe und Wohlthaten, ihm mit Undank lohnte, ihn verstieß und sich seiner entäußerte. O, wie oft stand

der herrliche Mann vernichtet vor jenem Bilde, ich trat dann tröstend zu ihm. »Laurato,« sagte er dann, »der Mann war König, Vater zweier so unwürdiger Töchter, ich, dem Himmel sei Dank, habe nur eine, noch bin ich glücklich gegen ihn!« dumpf setzte er hinzu: »ich möchte nicht gern wahnsinnig werden!« — In seinen letzten Lebensjahren wurde er es doch, daher machte ich mich auf, nochmals seine Tochter zu sehen; vielleicht, daß ihre Besserung ihn wieder heilen konnte, aber Alles überzeugte mich, daß hier meine Hoffnung vergebens war.«

»Da begünstigte mich der Anblick jener Überfahrt, mir gelang es sie tief zu erschüttern. Das zog ihr ein hitziges Fieber zu, in welchem sie mich einmal aus dem Gefängnisse vor sich fordern ließ. Tief bereute sie ihr Vergehen gegen ihren Vater, versprach alles gut zu machen, wenn er ihr entdeckte, wo er lebe, ob ihr Kind lebe; doch ungeachtet ich sie davon zu überzeugen suchte, schwebte ihr das Bild des durch sie veranlaßten Todes ihres Vaters unauslöschlich vor, sie gab mir noch den Segen für ihr Kind, und starb. Diese ganze Unterredung fiel ohne Zeugen vor, ich wurde daher durch den Tod der Dame Allen, welche wußten, wie sehr ich Veranlassung zu ihrer Krankheit gewesen, noch verdächtiger. Man behandelte

mich seitdem als Verbrecher, bis ich endlich, da sich aus meinen Verhören nichts ergab, und die Verwandten der Verstorbenen durch mich eine Entdeckung fürchteten, die vielleicht ihrer vermeinten reichen Erbschaft nur nachtheilig werden könnte, selbst meine Freilassung bewirkten.

So machte ich mich gleich hieher auf, und kam zum großen Glücke an, denn ohne mich wäre wahrscheinlich das Testament des Grafen nicht gerettet, und seine Enkelin arm und unerkannt.« »Wer ist die?« fragte der Offizier. »Herr,« entgegnete der Spanier, »die schöne Maria nahm ich in Pyrmont, wo sich zur Zeit ihrer Niederkunft die Marquise R., des Grafen Tochter, ihre Mutter, aufhielt; das Kind wurde vom alten Kammerdiener erzogen, nur ich und der Graf wußten darum. Mein Herr nämlich wollte nicht ungerächt über die Abscheuliche den Rest seines Lebens verjammern; wie konnte sie auch ein menschliches Wesen erziehen, durch ihr Beispiel wäre vielleicht ein Engel verderbt, ich mußte mich daher immer in der Nähe der Marquise aufhalten, um den Vater zu rächen; es gelang mir, das Kind gleich nach der Geburt zu rauben, so wollte es mein Herr. Der war alt, wagte die Erziehung nicht selbst zu übernehmen, wollte das ihm noch einzige Liebe in sei-

ner Nähe haben, die Menschen haßte er, also wurde es der Familie des Kammerdieners Puder übergeben. Nun ist das Mädchen schön wie eine Rose erblüht, Erbin ihres Großvaters, dem freilich die undankbare Tochter nur einen kleinen Theil noch von seinem bedeutenden Vermögen übrig ließ, aber Marie R. wird noch immer ihrer Familie würdig leben können.«

Durch genaueres Befragen erfuhr der Offizier, der Graf v. Z. habe im Kriege der Republik Frankreich eine Heeresabtheilung gegen Spanien kommandirt, hier sich besonders des Laurato, der als Gefangener den Franzosen in die Hände gefallen, indem dieser ihm sowohl durch Gestalt als durch Musiktalent auffiel, angenommen. Der Spanier war nun immer als Diener bei dem Grafen, welchem er auch nach Italien folgte, wo Jener nach Beendigung des Krieges sich häuslich niedergelassen, um ein wohlerworbenes Vermögen friedlich zu genießen.

Damals war der Graf etwa 40 Jahre, und vier Jahre mit einer Französin verheirathet, welche ihm nach einem schnellen traurigen Tode eine dreijährige Tochter hinterlassen, deren Erziehung sich der Vater ausschließlich, leider aber mit zu vieler Nachsicht, gewidmet hatte. Im reiferen Alter des Mädchens zeigten sich davon bald die unglücklichen Folgen; der Va-

ter wurde von der Tochter bescheert, gab demnach allen ihren Wünschen nach, und gestattete sogar ihre Verbindung mit einem anerkannten Abenteurer und Wüstling, mit dem sie rücksichtslos verschwendete und dem darüber sich äußernden Vater nicht undeutlich genug zu erkennen gab, wie sehr lästig er sei. Endlich erwachte wieder ganz des alten Grafen männlich gerechter Zorn; er nahm, was an Vermögen noch zu retten war, begab sich nach P., wo er unbekannt die jetzt von ihm hinterlassenen Besitzungen ankaufte. Von hieraus machte der Spanier alljährlich Reisen nach Italien; da der Graf immer noch nicht alle Hoffnung der Besserung seiner Tochter aufgegeben hatte, hielt er sich in deren Nähe unbekannt auf, mahnte sie oft schrecklich an ihr Leben, konnte aber dem unglücklichen Vater nie beruhigende Nachricht zurückbringen. Er besorgte bei seiner Rückkehr gewöhnlich die Zahlung der Pension auf die bekannte abenteuerliche Weise, und wußte das Geheimniß aufs Beste zu bewahren. Zum Zeugniß der Wahrheit seiner Aussagen berief sich Laurato auf das von ihm Herrn Leberg übergebene Testament des Grafen, das er mit Lebensgefahr gerettet, und verließ nun den Offizier, welchem nichts eiliger war, als seinem Freunde das eben Erfahrene mitzutheilen. August kam außer sich, mit Heftigkeit

umarmte er den andern: »Maria wäre mein geworden, als Tochter des armen Puder, sie wird auch mein werden als die reiche Erbin des Grafen von Z.!« rief er aus. »Komm, was wird mein Vater nun dazu sagen? doch nein,« setzte er hinzu, »der darf davon nichts erfahren, und ich bestehe auf meinem Entschlusse.«

Beide waren während dessen in Augusts Wohnung angelangt, wo nun auch Leberg außer Athem eintrat, begleitet von Laurato, der ihm den eisernen Kasten nachtrug. »Hier hört nur, Freunde,« sagte er, den Kasten öffnend, »Marie R., angeblich des Perruquiers Puder älteste Tochter, ist Enkelin des Grafen Z., und dessen Erbin. Leset selbst.« Man sah die Papiere durch, alles bestätigte Laurato's Worte; nach beider Juristen Dafürhalten, war das Testament vollkommen rechtskräftig.

Leberg war nicht lange zu halten, Maria selbst wollte er sobald als möglich von ihrem Glück in Kenntniß setzen; vielleicht, daß er dadurch mehr als ihr Wohlwollen zu gewinnen hoffte. August und der Offizier blieben zurück, um zu überlegen, wie nun zu verfahren. Leberg traf den Bürgermeister bei Puders eben beschäftigt, sich das Körbchen von dem Mädchen selbst auf recht niedliche Art flechten zu lassen.

Durch seinen Gruß: »Guten Abend, mein gnädiges Fräulein,« ohne daß Leberg von irgend einem der übrigen im Zimmer Anwesenden Rücksicht nahm, machte er den Bürgermeister, wie den alten Puder, stutzig. »Donnerstag und Freitag!« rief der letzte aus. Leberg fuhr fort: »ich bringe Ihnen, meine Gnädige« — »Donnerstag und Freitag, Herr Leberg,« unterbrach Puder, »besinnen Sie sich, hier ist Mamsell Puder,« und nahm dabei Maria an die Hand; doch brachte jener ruhig eine Rolle aus dem Kasten, während Laurato dem alten Perruquier zurief: »Still Donnerstag!« Das wirkte; man ließ nun Leberg ungestört den Vortrag, der Alle gleich sehr überraschte, besonders aber die gute Maria. Dem staunenden Bürgermeister fiel es wie Schuppen von den Augen, sein Herz gab alle weiteren Bewerbungen auf, er durchsah das Testament, schüttelte bedenklich den Kopf, und sprach sein richtig und rechtskräftig. Der Spanier küßte ehrerbietig des Mädchens Hand, ihre Pflegeeltern wußten nicht recht, was sie thun sollten, aber weinend stürzte Maria an die Brust der Mutter, und dankte mit tausend Küssen ihrer Liebe; dann umarmte sie den alten Puder, der wie eine Salzsäule da stand, und bat Beide: »Bleibt meine Eltern.«

Ich übergehe nun die Begebenheiten einiger Wo-

chen, welche Marias Beruhigung über die traurigen Entdeckungen hinsichts ihrer eigentlichen Eltern, das Stadtgespräch über ein so unerhörtes Ereigniß, und Augusts neue glückliche Unternehmungen in Bezug auf seine Bewerbung umfassen, führe meine geneigten Leser gleich auf eines der freundlichen Güter des verstorbenen Grafen, wo die Familie Puder, von dem lieben Mädchen ganz wie die Ihrige betrachtet, nun ihren Wohnsitz aufgeschlagen. Hieher waren August mit seinen beiden Freunden, Leberg und dem Offizier, geritten; Leberg, Vormund und Sachwalter durch das Testament, war von dem Assessor über seine Verhältnisse unterrichtet, auch von Maria hatte er so viel erfahren, daß er ihre Liebe nicht verkennen konnte, wollte, daß heute Alles vollends zwischen den beiden Liebenden abgemacht werde, wofür nun der Apotheker und dessen Familie eben so sehr war, als sonst dagegen.

Im traulichen Gespräche wandelte die Gesellschaft durch die anmuthigen Alleen des reizenden Gärtchens, am Ufer eines ziemlich großen Sees hin, über den man von mehreren Vorsprüngen eine herrliche Aussicht genoß. August und Maria blieben an einem dieser Punkte auf einer Rasenbank sitzend zurück; mild wehte ein kühlender Frühlingshauch über die

ruhige Fläche und regte leise die Wipfel der hohen Silberpappeln am Ufer; da war es, wo der Jüngling zuerst seinen Gefühlen Worte gab, Marias Hand ergriff, und ihr seine Liebe gestand. Sie aber hatte keine Worte, mit unaussprechlich innigem Blicke antwortete sie dem innig Geliebten, und sank an seine Brust.

Der

spanische Geiger.

Erzählung von G. Winter.

Es war an einem schönen Frühlingsabende, als auf dem Quai der Seineufer dem Strome entgegen zwei Männer gingen, die durch ihre Tracht und grelle Personsverschiedenheit die Augen aller Begegnenden auf sich zogen. Der Aeltere von Beiden schien in einem Alter von beiläufig 40 Jahren zu stehen, doch konnte man ihn im Vergleiche mit seinem Begleiter keinen Mann, sondern höchstens ein Männchen heißen, da er demselben bis an den Gürtel reichte. Dieser kleine Körper ruhte auf zwei stark ausgebogenen Beinen, die Hände reichten bis an die Knie, der große unförmliche Kopf saß tief zwischen den Schultern, vor dem weit gespaltenen Munde schien die Nase erschrocken in die Höhe gefahren zu sein, und den kleinen grünen Augen zum Brennpunkte ihres Vereinigungsstrebens zu dienen. Die Tracht dieses Männchens war eben so abenteuerlich wie seine Gestalt. Enge anliegende Beinkleider, Strümpfe und Schuhe waren durchaus nicht geeignet, dem Uebelstande der krummen Füße abzuhelfen, ein breites Barret mit großen herabhängenden Federn deckte den umfangsreichen Kopf, über dem kurzen spanischen Mantel lag ein weißer Kragen,

unter dem Mantel hing ein langer Stoßdegen hervor, der beim Gehen auf der Erde schleifte. Auf dem rechten Arme schien er etwas zu tragen, das aber vom Mantel ganz bedeckt wurde. Die Tracht seines Begleiters war ebenfalls die spanische, doch wie sie bei dem kleinen Männchen nur dazu dienen konnte, die Mißgestalt des Körpers bemerkbarer zu machen, so hob sie im Gegentheil den schönen Körperbau des Jünglings heraus.

Viele Witzworte und Spottreden wurden von den Begegnenden über die beiden Spanier ausgesprochen, doch der ältere schien die Sprache nicht zu verstehen, so gleichgültig und theilnahmlos hörte er die Stachelreden, dem jüngern hingegen sah man an, daß er sich nur mit Mühe zurückhielt, die Spötter zurechtzuweisen. Doch als durch das stillschweigende Erdulden kühner gemacht, die Witzbolde immer mehr ausarteten, da drehte er sich plötzlich um, und sagte in französischer Sprache: »Der Ruf französischer Galanterie ist bis Madrid gedrungen, sollte man sich in Paris überzeugen können, daß dieß ein bloßes Gericht sei?«

»Was thut Ihr, Sennor Rafaelo?« unterbrach ihn in spanischer Sprache sein kleiner Begleiter, »wollt Ihr dem Witze dieser Gamins Nahrung geben? Wenn

Euch die Ausgelassenheit der Pariser Pflastertreter Vergnügen macht, so lasse ich Euch zurück; ich bin nicht gesonnen, der Langweile dieser Müßiggänger zum Ableitungsstoffe zu dienen.«

Diese Abmahnung war nicht ohne Wirkung, denn Rafaelo wandte sich um, und folgte seinem Rathgeber, der ihm das Lobenswerthe dieser Handlungsweise aus einander setzte.

»Glaubt mir, Sennor,« sagte er, »als ich hieher kam, da wurde es dem angebornen spanischen Stolze schwer, diese Neckereien zu ertragen, und wollte ich nicht von meiner guten Toledoklinge Gebrauch machen, so mußte ich den Gleichgültigen spielen, denn der Witz eines Parisers ermüdet bald, wenn er seine Pfeile unwirksam verschleudert sieht.«

»Ich glaube in diesem Punkte Eurer Erfahrung, Sennor Grenigo, da Ihr wohl schon lange in Paris seid.«

»Durch 15 Jahre habe ich Gelegenheit genug gehabt, das Maß meiner Geduld zu erproben, ein paarmal konnte ich aber dennoch nicht umhin, einigen der Ungezogensten eine Vorlesung in der Artigkeit zu geben, daß ihre durchstochenen Schenkel lange Zeit das Gehen verboten.«

Mit mitleidigem Lächeln hatte Rafaelo die prah-

lerischen Aeußerungen Grenigo's angehört, dieser blieb plötzlich stehen, und sagte mit stechendem Blicke:

»Gefällt es Euch vielleicht, in meine Worte Zweifel zu setzen, so könnt Ihr in Kurzem eines Andern belehrt sein; wenn auch meine Größe die Eurige bei weitem nicht erreicht, so hat doch noch keine Klinge, weder in Alcala noch in Paris, vor Grenigo's Klinge bestanden.« Rafaelo schien gegründete Ursachen zu haben, sich Grenigo's Freundschaft zu bewahren, deßhalb sagte er mit schmeichelndem Tone: »Es müßte mit meiner Fechtkunst übel stehen, wenn ich behaupten wollte, daß eine geübte Hand und ein festes Auge mehr vermögen, als eine starke Faust, die mit den Finten eines tüchtigen Fechters unbekannt ist. Auch habe ich schon Gelegenheit gehabt, von Eurer Fertigkeit in Führung des Degens zu hören.«

Mit ungläubigem Kopfschütteln erwiederte Grenigo: »Wenn Ihr auch nicht Eure wahre Meinung ausgesprochen habt, so sind Eure Worte doch so gesetzt, daß ich Euch nicht der Absicht beschuldigen kann, mich zu beleidigen, wenn auch der Grund dieser Schonung anderswo, als in der Achtung gegen mich zu finden ist.«

Bei diesen Worten machte der Sprechende eine

Abschiedsbewegung, als aber Rafaelo ohne Erwiederung stehen blieb, sagte Grenigo: »Wir sind an dem Pont neuf, und es wird Euch noch in der Erinnerung sein, daß ich fest erklärt habe, mich von hier aus allein nach Hause zu begeben; habt Ihr am jenseitigen Ufer Geschäfte, so geht voran, ich werde folgen, wann es mir gut dünkt.«

»Nicht so, Sennor Grenigo, ich habe bis jetzt Euer Wollen geehrt, und bin stets hier zurückgeblieben, da es Euch gefallen, mir Eure Wohnung zu verheimlichen, nun aber ruft mich ein Brief in meine Heimat, denn Don Manuel von Chevera will den Erben seiner Güter noch vor seinem Ende sehen; soll ich Paris verlassen, ohne die Zierde aller spanischen Jungfrauen noch einmal zu sehen?«

»Wie nanntet Ihr Euren Vater,« unterbrach ihn hastig Grenigo, indem er mühsam den Eindruck zu verbergen suchte, den dieser Name auf ihn hervorbrachte. »Ich sprach von Don Manuel von Chevera, kennt Ihr ihn?« fragte Rafaelo erstaunt. Nach langem Sinnen erwiederte Grenigo: »Wenn Ihr der Sohn des Don Manuel von Chevera seid, dessen Stammgut nahe bei Madrid liegt, so habt Ihr es nur Eurer Zurückhaltung zuzuschreiben, daß ich Euch nicht schon lange in meiner Wohnung willkommen

geheißen habe. Doch jetzt folgt mir ungesäumt, denn meine Tochter wird schon warten.«

Mit schnellen Schritten gingen die Spanier über den Pont neuf, und verschwanden jenseits in einer Gasse.

Auf einem der berühmtesten Kaffehhäuser in Paris hatte sich seit langer Zeit täglich ein kleines Männchen eingefunden, das ein wunderliebliches Mädchen am Arme führte. Die ausgezeichnete Häßlichkeit des Ersteren hatte mit der seltenen Schönheit des Mädchens das gleiche Schicksal bewundert zu werden; doch die immer sich gleichbleibende Häßlichkeit des Männchens wurde das Auge bald gewohnt, während die sich immer mehr entfaltende Lieblichkeit seiner Gefährtin die Augen und Sinne aller Anwesenden fesselte. Die gerühmte Flatterhaftigkeit der Pariser schien hier eine Ausnahme zu machen, denn zur Stunde des gewöhnlichen Erscheinens der Bewunderten war das Kaffehhaus mit Gästen überfüllt, und wenn nun der Erwartete hereintrat, an einem Arme das Mädchen, unter dem andern die Geige, so ging es wie ein Laufeuer durch die Säle: »Der spanische Geiger ist da!« Der tosende Lärm wurde zur tiefsten Stille, und voll Erwartung harrte man, bis der Geiger an seinem

gewöhnlichen Platze angelangt, den Mantel abgelegt, die Geige gestimmt hatte, und zu spielen anfing. Da hatte man doppelten Genuß, denn während die angenehmsten Melodien das Ohr ergötzten, weidete sich der Blick an den schönen Formen des Mädchens, das sittsam die Augen niedergeschlagen hielt, und ängstlich athmete, so lange der Vater spielte; wenn nur dieser den Bogen weggelegt, mit dem er seinem Instrumente wunderliche Fantasien und schauerliche herzzerschneidende Töne entlockt hatte, die ganz das Unheimliche seines Gemüthes offenbarten, da athmete das Mädchen wieder freier. Denn da bei ihrem ersten Erscheinen einige Pariser Herren das Mädchen für feilgebotene Waare ansehend, sich ihr ungeziemend nahten, und die Zurechtweisungen des Vaters mit Hohnlächeln aufnahmen, da geberdete sich der Kleine gar wunderlich; seine Augen sprühten grüne Flammen, und mit zorniger Stimme sprach er Worte der Ausforderung an den Verächter der Artigkeitsgesetze; doch als einst ein junger Libertin diese Ausforderung annahm, um seinen Genossen einen rohen Scherz zu verschaffen, da entwickelte der geringgeschätzte Kleine eine solche Fertigkeit in der Führung des Degens, und zeigte sich mit allen Finten und Feinheiten eines guten Fechters so vertraut, daß sein Gegner, ein

guter Fechter, sich Glück wünschte, mit dem Leben davon gekommen zu sein. Seit diesem Vorfalle wagte man es nicht mehr, ihn zu behelligen, man hütete selbst die Blicke, um dem argwöhnisch umherschweifenden Auge des Geigers keinen Anstoß zu geben; nur heimlich wagte man es, ihn einen bösen Dämon oder Zauberer zu heißen, der eine geraubte Prinzessin hüte, und als einstens eine solche Aeußerung während des Spieles sein Ohr erreichte, da verzerrten sich seine Züge, das Gesicht wurde braunroth, und mit Gewalt fuhr der Bogen über die Saiten, daß die Anwesenden durch die schreiende Dissonanz erschreckt zusammenfuhren, dann warf er hastig seinen Mantel um, nahm seine Tochter unter den Arm, und ließ sich mehrere Tage nicht sehen.

Sennor Rafaelo war bis jetzt der Einzige, mit dem der Geiger mehr als kurze abweisende Worte gesprochen, dem er sogar gestattet hatte, mit seiner Tochter zu sprechen, auf daß sie, wie er sagte, ihre Muttersprache nicht ganz vergesse. Fimena hörte mit Wohlgefallen die seltenen Laute, doch mochte dieses Wohlgefallen zum Theile daher rühren, daß ein junger schöner Mann mit ihr sprach, der in zierlicher Rede von dem schönen Vaterlande erzählte, das er nur deßhalb bedauerungswürdig nannte, weil die schönste

Blume desselben in fremdem Lande blühe. Mit sanftem Erröthen hörte Fimena die Schmeichelworte des jungen Mannes, die ihr um so seltener waren, da sie bis jetzt außer ihrem Vater nur mit wenig Männern gesprochen hatte. Immer traulicher wurden die Unterredungen, immer zärtlicher die Blicke, als plötzlich der Geiger eines Tages allein erschien, und auf Rafaelo's dringende Fragen seiner Tochter Ausbleiben mit Unpäßlichkeit entschuldigte, indem er ihm zugleich mit schneidenden Worten seine Verwunderung zu erkennen gab, wie er sich so angelegentlich um ein Mädchen erkundigen könne, das weit unter seinem Stande sei.

Mit Fimena war der Zauber verschwunden, der die Gäste an des Geigers dämonisches Spiel fesselte; der Zuhörer wurden immer weniger, die Gaben immer kleiner, in dem Maße wurde sein Spiel auch immer phantastischer, und die Wenigen, die bis jetzt noch die Fertigkeit des Virtuosen festgehalten hatte, vertrieb bald das unheimliche Rasen eines zerrütteten Gemüthes, das sich in den schreienden Tönen des Instrumentes ausdrückte, das nicht mehr von Melodien ertönte, oder sanfte Klagen von sich gab, sondern in Doppeltönen wüthenden Schmerz und verzweifelnden Haß verkündete. Durch solches Treiben hatte

er es so weit gebracht, daß er eines Abends in dem großen Saale mit Rafaelo allein war; mit kaltem höhnischen Lächeln sah er auf den vor sich stehenden leeren Teller, der sonst immer von den Gaben der Gäste gefüllt war, dann packte er seine Sachen zusammen und verließ das Kaffehhaus, ohne Rafaelo eines Blickes zu würdigen; doch dieser war die wunderlichen Launen seines Landsmanns schon gewohnt, öfter schon hatte er sich ihm beim Nachhausegehen zum Begleiter aufgedrungen, an dem Pont neuf aber war keine Überredung im Stande, Grenigo dahin zu stimmen, fernere Begleitung anzunehmen; auch dießmal folgte er ihm, und war sehr überrascht, als ihm auf dem gewöhnlichen Trennungspunkte die Nennung seines Namens das Zauberschloß öffnete, das bisher den Gegenstand seiner Sehnsucht umschlossen hielt.

Fimena hatte von ihrem Vater eine feine Bildung erhalten, denn wie sich die Natur darin zu gefallen scheint, Contraste zu häufen, so hatte sie dem mißgestalteten Körper des Geigers geistige Vorzüge verliehen, gleichsam um ihn für die verloren gehenden Sinnesfreuden zu entschädigen. Er war in Wissenschaften, besonders in Sprachen und Musik, sehr

ausgebildet, und nur die lieblose Behandlung, die er in seiner Jugend erduldet haben mochte, schien die Ursache zu sein, daß seine Herzensbildung keine edle Richtung genommen hatte. Er war mißtrauisch und rachgierig, an beständige Spöttereien gewöhnt, traute er keinem Menschen wahre Achtung gegen sich zu; aber so geneigt er auch zu allem Bösen war, so hatte er doch Fimenen sehr tugendhafte Grundsätze beigebracht, und sie sorgsam vor jedem Anfluge des Bösen bewahrt; der Tochter zärtliche Liebe und Dankbarkeit that dem Herzen wohl, das bis jetzt nur Verachtung und Spott erfahren hatte. Nur mit Mühe hatte er es über sich vermocht, seine Tochter mitzunehmen, wenn er ausging, sich durch sein Spiel den Lebensunterhalt zu erwerben; es that ihm weh, die sorgsam gepflegte Blume dem rauhen vernichtenden Hauche der Öffentlichkeit Preis zu geben, und als ihn die Noth hiezu zwang, da hütete er sie mit einer Sorgfalt, und mit so glücklichem Erfolge, daß man an Zauberei zu glauben versucht war, wenn man in der Tochter des öffentlichen Geigers eine Jungfrau voll reinen hohen Sinnes, und eine Geistesbildung fand, wie man sie in den höhern Ständen vergebens sucht. Fimena selbst hatte ihm das Wächteramt erleichtert, denn die öfters erfahrene Ausgelassenheit

der jungen Männer hatte die schüchterne Jungfrau mit Furcht erfüllt; doch als sich ihr Rafaelo mit bescheidener Rede nahte, da schwand ihre gewohnte Zurückhaltung gar bald dem Drange der Mittheilung, und Rafaelo staunte über den Reichthum des Gemüths und Herzens, der sich ihm entfaltete. Hatte früher ihre Schönheit seine Sinne gefesselt, so wich dieses lose Band bald einem edleren Gefühle, als das plötzliche Ausbleiben Fimenens ihn zum täglichen Begleiter des Vaters machte.

Auch Fimenens Herz hatte sich mit aller Glut des vaterländischen Himmels dem jungen Manne zugeneigt, und dieß dem Vater mit kindlichem Vertrauen eröffnet. Das Schweigen des Vaters hatte sie an seine Billigung glauben gemacht, doch als der Vater eines Tages ohne sie ausging, und auf ihr Fragen nach der Ursache in finsterm Schweigen verharrte, da ward sie traurig, und bittere Thränen weinte sie, als nun der Vater täglich ohne sie ausging und zurückkehrte, ohne des jungen Spaniers zu erwähnen; nur einmal hatte sie nach ihm gefragt, und die strenge Antwort erhalten: »Ein spanischer Don und die Tochter eines Geigers passen nicht zusammen, und es ist besser, ihr seht euch nie wieder.«

Schmerzlich langsam verflossen ihr nun die Tage,

und eben saß sie wieder, in tiefes Sinnen versunken, bei einer weiblichen Arbeit, als sich die Thüre öffnete, und Rafaelo mit ihrem Vater hereintrat. Überrascht stand sie auf, und begrüßte in stummer Verlegenheit den unerwarteten aber willkommenen Besuch. Rafaelo beeilte sich, sein Bedauern über ihre Unpäßlichkeit auszusprechen, die ihm so lange das Glück geraubt hatte, sie zu sehen. Grenigo endete Fimenens Erstaunen über diese Aeußerungen mit den Worten: »Meine Tochter war nicht krank, Sennor, sondern andere Gründe haben mich bestimmt, sie zu Hause zu lassen, und daß diese nicht unwichtig sind, könnt Ihr daraus ersehen, daß ich trotz dem schlechten Erfolge dieser Maßregel meinen Entschluß nicht geändert habe.«

»Was könnte mich bei Euch bedrohen, Väterchen?« fragte Fimena.

»Du bist zu unschuldig um die Gefahr zu kennen, der du täglich ausgesetzt warst, und doch wäre alle meine Vorsicht umsonst, wenn ich nicht in Euch, Sennor, den würdigen Sohn Eures Vaters zu finden glaubte, dem Fimenens Ruhe und Unschuld heilig sein wird. Es wäre ungerecht von mir, meiner Tochter den Umgang mit einem Spanier zu entziehen,

und so unterhaltet euch gut, in einer halben Stunde bin ich wieder da.«

Die letzten Worte sprach er mit einem spöttischen Lächeln, und entfernte sich.

In Rafaelo's Brust stieg ein böser Verdacht auf, schon glaubte er, sich in Fimena betrogen zu haben, doch dieser Gedanke schwand, als er bemerkte, daß Fimena seine Verwunderung über des Vaters hämische Worte und Blicke theilte, und bald war dieß alles vergessen, Rafaelo wurde immer zärtlicher, Fimena zutraulicher, und noch war die halbe Stunde nicht verflossen, als Rafaelo dem verschämten Mädchen das Geständniß ihrer Liebe von dem Munde weggeküßt hatte. In dem Aufwallen der ersten Gefühle waren Beide zu Kindern geworden; sie plauderten und kosten so traulich, als wenn ihren Wünschen nach Vereinigung nichts im Wege wäre, und so überraschte sie der Geiger, der mit einem zweideutigen Lächeln Rafaelo erinnerte, daß es Zeit sei, nach Hause zu gehen. Verwirrt sprang dieser auf, und sagte zum Geiger:

»Ich sollte eigentlich mit Euch noch heute über etwas Wichtiges sprechen, aber meine Brust ist zu voll des Glückes, ich muß ins Freie, um den Sturm meiner Gefühle austoben zu lassen, doch seid versi-

chert, daß ich den ersten Augenblick ruhigen Blutes dazu benützen werde, Euch über meine jetzigen Worte Rechenschaft zu geben. Sollte es Euch jedoch vor dieser Zeit nothwendig dünken, mich zu sprechen, so findet Ihr mich im Hotel ***.«

Fimenen noch einmal ehrerbietig die Hand küssend, eilte er von dannen.

Nach Rafaelo's Entfernung schritt der Geiger einige Zeit durch das Zimmer und schien etwas zu überlegen, dann setzte er sich Fimenen gegenüber, betrachtete sie lange, und sagte dann mit gütigem Tone:

»Hat meine Tochter sich so ganz dem Fremden ergeben, daß sie für den Vater keinen Blick mehr übrig hat?«

Getroffen von der Macht dieses Vorwurfes, antwortete Fimena: »Wenn auch Rafaelo diesem Herzen kein Fremdling mehr ist, so vermag sein Andenken doch nicht, mich die Pflichten vergessen zu machen, die mein Vater von mir zu fordern berechtigt ist.«

»Hat meine Tochter bloß Pflichten, und keine Liebe für ihren Vater?«

»Es thut mir wehe, Euch so fragen zu hören, mein Leben gehört Euch, und wenn ich mich den

Gefühlen meines Herzens allzu sehr hingegeben habe, so geschah es nur darum, weil ich nicht glaubte, Eure Mißbilligung fürchten zu müssen.“

»Das sollst du auch nicht, meine Tochter, es ist mir sehr willkommen, dich von Rafaelo geliebt zu wissen, nur er soll von dir nicht geliebt sein, oder wenigstens soll er's nicht erfahren, er soll dich bis zur Raserei lieben, und dann in hoffnungsloser Liebe vergehen.«

»Was ficht Euch an? Vater! wie mögt Ihr einem Menschen so Arges wünschen, der uns mit Liebe zugethan ist?«

»Der größte Theil seiner Liebe mag wohl auf deine Rechnung gehen,« sagte der Geiger mit bitterm Lächeln, »aber höre mich: du kennst das Gefühl der Rache nicht, du kannst es nicht kennen, da ich in einem Anfalle von thörichter Gutmüthigkeit dich vor jeder groben Empfindung bewahrte; darum will ich dir erzählen, was mich aus meinem Vaterlande vertrieben, und zum herumziehenden Bettler im fremden Lande gemacht hat. Ich wurde auf den Gütern des Don Manuel von Chevera erzogen; es war nicht Gefühl für den weitläufigen Anverwandten oder Mitleid, was den Don hiezu bewog, sondern der schändliche Grund dieser Wohlthat war meine Person, die

durch den Eigensinn der Natur von den Regeln eines schönen Körperbaues bedeutend abwich; obwohl ich erst 5 Jahre alt war, so blieben mir doch die Worte unvergeßlich, mit denen mich Don Manuels Vater im stolzen Übermuthe dem Hofmeister seines Sohnes zur gemeinschaftlichen Erziehung übergab: »»Es ist zwar eine garstige Brut, aber der Popanz mag meinem Sohne zum Spielzeug dienen.««

Bei diesen Worten war der Geiger in heftiger Gemüthsbewegung aufgesprungen, und ging einige Male auf und ab; als er sich wieder setzte, fuhr er in der Erzählung fort, nicht ohne öfter von leidenschaftlichen Aufwallungen unterbrochen zu werden, die von dem tiefen Hasse zeugten, den die erlittenen Mißhandlungen hervorgebracht hatten.

»Und ein verächtliches Spielzeug war ich auch: was die ungezügelte Bosheit eines verzärtelten Mutterföhnchens nur ersinnen konnte, wurde an dem wehrlosen Opfer roher Lust vollführt; alle Bemühungen, durch freundliches Zuvorkommen den üblen Eindruck meiner Persönlichkeit zu bannen, blieben vergebens, und so wurde ich verschlossen und zurückhaltend. Man hieß mich tückisch, boshaft, und glaubte recht zu thun, wenn man den kleinen Teufel mißhandelte, das Leben war mir zur Marter. Mein einzi-

ger Trost waren die Bücher, denn der Hofmeister, ein einsichtsvoller Mann, hatte in mir den fruchtversprechenden Boden erkannt, und unterrichtete mich eifrig in Sprachen und Musik; seine Bemühungen waren nicht vergebens; oft suchte ich die verborgensten Orte, um ungestört der Lust zum Lernen nachzuhängen; schweigend erduldete ich die Martern, die den herumziehenden Taugenichts beim Nachhausekommen erwarteten, weil er mit sich den Gegenstand des allgemeinen Muthwillens verborgen hatte. So lebte ich, bis der alte Don starb, und sein Sohn Manuel Besitzer der Güter wurde. Hatten wir uns schon früher gehaßt, so wurde dieser Haß in den Männern noch stärker, und als ich einstens dem Übermüthigen das Schändliche und Niedrige seines Verfahrens in kräftigen Worten vorstellte, ihn erinnerte, daß ich so gut wie er spanischer Edelmann sei, und auf bessere Behandlung Anspruch machte, da ließ er mich durch seine Domestiken mit Ruthen peitschen, und über die Gränzen seines Gutes schaffen; und dem Sohne dieses Mannes sollte ich das Kleinod gönnen, das bis jetzt allein im Stande war, mich mit dem Leben auszusöhnen, meine Tochter will dem Sohne des Mannes angehören, wegen ihm den Vater verlassen,

der mit ihr den einzigen Gegenstand verliert, bei dem er auf Liebe rechnen kann?«

»Nein, mein Vater! wenn es zu Eurer Ruhe erforderlich ist, daß ich bei Euch bleibe, so will ich gerne das Opfer sein, aber zum Werkzeug der Rache mag ich nicht dienen; soll ich den mir von Euch gelehrten Grundsätzen entgegen mit dem Herzen des Mannes ein grausames Spiel treiben, der es edel und aufrichtig mit uns meint?«

»Das Töchterchen wird ja zur Sittenpredigerin des Vaters; jetzt, wo der langgenährte Haß Befriedigung finden kann, wo ich im süßen Rachegefühle dem Sohne des Todfeindes eine unheilbare Wunde beibringen könnte, da vergißt du alle Mühen und Opfer, die deiner Bildung gebracht wurden, und versagest mir den Gehorsam, da er mir die erste frohe Stunde in meinem Leben machen könnte; und das alles aus thörichter Liebe zu einem Fremden, der dich nur zum Opfer seiner Sinneslust auserkoren, und schützest Grundsätze vor, deren Nichtigkeit am Tage liegt; ein Dummkopf war ich, als ich dir diese Fabeln lehrte, um dich zur Lockspeise für einen reichen Gimpel zu bilden.«

»Ich erstaune von Euch Reden zu hören, die mit dem, was Ihr mir bis jetzt gelehrt habt, so ganz

im Widerspruche stehen, doch ich weiß, mein Väterchen hat nur üble Laune, und morgen ist alles anders.«

Mit diesen Worten wollte sie dem Vater schmeichelnd nahen, doch bei diesem hatte der Durst nach Rache alle Gefühle, alle Klugheit übertäubt, er stieß sie hinweg, und schrie mit zorniger Stimme:

»Geh' hinweg, Natter! wärest du meine Tochter, so könntest du bei meinen Leiden nicht so theilnahmlos sein; aber bist du auch meine Tochter nicht, so sollst du doch vor der Welt des verachteten Geigers Tochter bleiben, und nie sollst du deine Eltern erfahren, nie die Herrlichkeit eines großen Reichthums verkosten, wenn du nicht thust, was ich verlange.«

Mit Schrecken hatte Fimena diese Worte des Geigers vernommen, mühsam errang sie so viel Fassung, um zu erwiedern: »Wenn Ihr nicht mein Vater seid, so kann ich nur durch ein Verbrechen in Eure Hände gekommen sein, indem sonst Furcht vor Verantwortung Euch abhalten müßte, dem Euch anvertrauten Kinde eine so schändliche Handlung zuzumuthen, aber Ihr irrt Euch sehr, wenn Ihr glaubt, daß ich wegen künftigen Reichthums an Rafaelo zur Verrätherin werden könnte, selbst nicht die schöne Hoffnung,

bald an dem Herzen meiner Eltern zu liegen, kann mich bewegen, eine Handlung zu begehen, die mich der Achtung jedes bessern Menschen unwerth machen würde, ich kann den Mann nicht betriegen, der Stand und Reichthum opfern wollte, um mich sein nennen zu können.«

»Ha! das gäb' eine hübsche Ehe,« höhnte der wuthentstellte Geiger mit grimmigem Lachen, »und wenn auch dadurch meine Rache vollkommen gesättigt wäre, so soll doch der Verhaßte auch nicht eine Stunde glücklich sein; du siehst deinen werthen Gesponsen nie wieder, und morgen mag der verliebte Thor mit abgekühlter Glut sich die Füße wund laufen, um dich in dem großen Paris zu finden.« Mit diesen Worten verließ der Geiger die Thüre heftig zuschlagend das Zimmer.

Als Rafaelo am andern Tage die Wohnung des Geigers betrat, war derselbe nicht zu Hause; er sei mit seiner Tochter ausgegangen, hieß es; er wartete bis tief in die Nacht auf ihre Rückkehr, doch vergebens. Am zweiten und dritten Tage hatte er dasselbe Schicksal, und er fing an, Schlimmes zu ahnen, als er von den Leuten im Hause erfuhr, daß der Geiger am Abende seines ersten Besuches

die Miethe gezahlt, am andern Tage zeitlich früh das Haus verlassen, und seitdem nicht mehr zurückgekehrt sei. Mit schmerzlicher Besorgniß wartete er am Abende des 4. Tages vor dem Hause, als ihm ein Knabe auffiel, der ihn lange forschend betrachtete, dann auf ihn zuging und ihn anredete:

»Verzeiht Mousje Don, könnt Ihr mir nicht den Namen des Mädchens sagen, das noch vor einigen Tagen in diesem Hause wohnte?«

Rafaelo konnte sich trotz seines Kummers bei dieser komischen Anrede des Lächelns nicht enthalten, er erwiederte: »Ich bin nicht so glücklich, mein kleiner Mousje, alle Mädchen zu kennen, die in diesem Hause wohnen oder gewohnt haben, du mußt dich daher an jemand Andern um Auskunft wenden.«

»Auskunft brauche ich nicht, aber ich möchte gerne gewiß sein, daß mein Auftrag an die rechte Person gelangt, und deßhalb soll mir der Name als Wahrzeichen dienen; wenn Ihr mir daher sagen könnt, wie die Tochter des kleinen Männchens heißt, das seit vier Tagen in unserm Hause wohnt,« —

»Hat dich vielleicht Fimena an mich gesandt?« unterbrach ihn hastig Rafaelo.

»Da Ihr so gut Namen errathen könnt, dürft

Ihr mir bloß nur den Eurigen nennen, um diesen Brief in Euren Händen zu sehen.«

»Wenn du an Rafaelo von Chevera gesandt bist,« sagte dieser nach dem Briefe langend, »so magst du das weitere Forschen sparen.«

Bei der Nennung dieses Namens hatte der Knabe den unversiegelten Brief ohne Anstand hergegeben und der Empfänger las die in spanischer Sprache geschriebenen Worte:

»Ich bin in einer furchtbaren Lage, Sennor Grenigo ist ein Ungeheuer; wollt Ihr mehr erfahren, so führt Euch der Überbringer zu Eurer

Fimena.«

Rafaelo glaubte seinen Augen nicht trauen zu dürfen; mit allem Nachsinnen war er nicht im Stande, in dieser Begebenheit einen Zusammenhang zu finden, doch säumte er nicht, seinem kleinen Führer zu folgen, der ihn durch unzählige Gassen in eine entfernte Vorstadt führte; vor einem kleinen Hause hieß er Rafaelo warten, ging hinein, und kam bald mit der Nachricht zurück, daß die Donna allein sei und ihn erwarte.

Grenigo hatte seit jenem Abende die ganze Schändlichkeit seines Charakters entfaltet, seine frühere Zuneigung für Fimenen war in Haß verwan-

delt, er wollte sie verderben. Schon am zweiten Tage nach der Wohnungsveränderung brachte er einige junge Libertins mit nach Hause, die in Fimenas Zimmer ein Zechgelage hielten, und die Ohren der sittigen Jungfrau mit schandlosen Reden beleidigten. Als sie spät in der Nacht fortgingen, da fragte der Geiger Fimenen höhnisch:

»Nun mein Töchterchen, wie gefällt dir solche Gesellschaft? ich hoffe du wirst dich daran gewöhnen, und dann werden wir ein herrliches Leben führen, immer vollauf, so lange das Lärvchen aushält, dann schicken wir dich den lieben Eltern.«

Mit derlei Reden marterte der Wütherich die Arme, die sich mit Abscheu von ihm wandte, und sich doch nicht zu helfen wußte, da sie mit der Welt ganz unbekannt war. In dieser Angst fiel ihr der Name des Hotels ein, den Rafaelo bei seinem Besuche genannt hatte, auch vermuthete sie nicht mit Unrecht, daß sie Rafaelo in der alten Wohnung aufsuchen werde; sie sandte den Knaben auf gut Glück fort, und harrte eben zagend seiner Rückkunft, als er mit der Meldung des glücklichen Erfolges zurückkehrte, und bald führte er Rafaelo herein. In gedrängter Kürze mit Thränen in den Augen erzählte Fimena dem staunenden Rafaelo die Vorfälle seit jenem Abend, und

als Rafaelo in sie drang, mit ihm sogleich dieses Haus zu verlassen, da zögerte sie lange zu folgen.

»Ich ehre deine Bedenklichkeiten, meine Fimena,« sagte Rafaelo, »doch sie sind am unrechten Orte; ich bin nur der Adoptivsohn des Don Manuel von Chevera und wenn ich diesem Namen entsage, so bin ich zwar nicht so reich, aber unabhängig und in deinem Besitze der glücklichste Sterbliche; darum folge mir Geliebte, der kommende Tag findet uns vereint durch Priesters Hand auf dem Wege nach Spanien, und sollte unsere Verbindung den Plänen des Don Manuel nicht entsprechen, so erwartet uns auf meinem kleinen Gute in Andalusien ein sorgenfreies Götterleben.«

Noch viele Einwendungen machte die schüchterne Jungfrau, Rafaelo widerlegte alle, und als der Geiger mit seiner Gesellschaft nach Hause kam, fand er anstatt Fimenen auf ihrem Arbeitstische einen Zettel folgenden Inhalts:

»Eure angebliche Tochter Fimena ist morgen meine Gemalin; solltet Ihr Ansprüche an sie haben, so findet Ihr mich in Spanien auf den Gütern des Don Manuel von Chevera.

Rafaelo von Chevera.«

Wüthend stampfte der Geiger mit dem Fuße, der

Zettel flog zerknittert zu Boden, dann lachte er grimmig und sagte zu seinen Begleitern: »Meine Tochter ist heute nicht zu Hause, der spanische Don hat sie Euch weggefischt, aber er soll dessen nicht froh werden.« — Der andere Tag fand ihn, die Violine unter dem Arm, auf der Straße nach Spanien.

Zwei Monate lebte bereits Rafaelo mit seiner Gattin auf einem der Güter Don Manuels, der zwar anfangs sehr unzufrieden mit der Wahl war, die sein Adoptivsohn getroffen hatte, doch, als er Fimenas reinen hohen Sinn kennen lernte, und eine Aehnlichkeit mit seiner lange gestorbenen Gemalin an ihr zu bemerken glaubte, war er mit dieser Verbindung zufrieden, um so mehr, da Rafaelo fest erklärte, daß er eher allen Ansprüchen auf den Namen Chevera entsagen wollte, wenn er nicht alles mit Fimenen theilen könne. Der spanische Stolz wich der Liebe zum Pflegesohne, und bald nannte er sogar seine Einwilligung kein Opfer mehr, als ihm Fimenas zarte Sorge, und ihre kindliche Liebe und Zärtlichkeit auf eine angenehme Art die Tage verkürzte, die er sonst einsam, von Mißmuth und Langweile gequält, zugebracht hatte. So saßen die

jungen Eheleute mit dem guten Alten eines Tages zusammen, Rafaelo erzählte von Paris, wie er seine Fimena als angebliche Tochter des Geigers kennen gelernt hatte, dessen wunderliches Spiel alle Zuhörer bezauberte. Er beschrieb die sonderbare Gestalt des Geigers sehr ausführlich, als ihn Don Manuel sehr verwundert unterbrach:

»Deine Beschreibung, mein Sohn, erinnert mich sehr lebhaft an einen Anverwandten, der mit mir erzogen wurde, und dessen lebhaftes tückisches Gemüth alle Wohlthaten meines Vaters mit schnödem Undank lohnte. Als ich nach meines Vaters Tode die Güter übernahm, da vergiftete er aus Haß gegen mich alle meine Jagdhunde, und zwei meiner schönsten Reitpferde; ich ließ ihn zur Strafe empfindlich züchtigen, und verbat ihm, sich je wieder auf meinen Gütern blicken zu lassen, wenn er nicht noch empfindlicher gestraft werden wollte, seitdem habe ich nichts mehr von ihm gehört.«

»Mein Ziehvater, denn nur so kann ich ihn nach allem Vorgefallenen nennen,« sagte Fimena, »hat mir die Ursache seiner Entfernung ganz anders erzählt, aber nie hat er den Namen seines Geburtsortes genannt, niemals meiner Mutter erwähnt,

so daß ich wohl nie meine Eltern kennen lerne, wenn er nicht selbst darüber Aufschluß gibt.«

»Dazu kann Rath werden,« tröstete Don Manuel, »ich werde an unsern Gesandten in Paris schreiben, daß er auf gerichtlichem Wege von dem Geiger eine Auskunft zu erlangen suche.«

»Diese Mühe können wir vielleicht ersparen,« sagte Rafaelo, der während dem Gespräche an das Fenster getreten war, von dem aus man die lange Allee vor dem Schlosse übersehen konnte, »wenn mich mein Auge nicht trügt, so bringen hier mehrere Bauern den Geiger geschleppt, der sich vergebens sträubt.«

Da öffnete sich die Thüre, der Alkade des Gutes trat herein, und berichtete Don Manuel, daß ein kleiner mißgestalteter Fremdling, um die Neckereien mehrerer Bauernknaben zu bestrafen, einige derselben stark beschädigt habe, indem er seine Violine auf ihren Köpfen zertrümmerte. Don Manuel befahl, den Uebelthäter hereinzuführen, und bald trat der Geiger mit glühendem Gesichte, den Hals der zerbrochenen Violine in der Hand, in das Gemach. Erstaunt fuhr er zurück, als er den Gegenstand seines Forschens sah, da er Fimenen mit ihrem Gemale auf dem Stamgute des Barons nahe bei

Madrid geglaubt hatte. Er betrachtete alle Anwesenden mit einer sonderbaren Miene, bis Don Manuel die Frage an ihn stellte, wie er sich unterstehen könne, hieher zu kommen.

»Daß es nicht freiwillig geschehen ist, könnt Ihr an meiner Begleitung sehen, aber hätte ich ahnden können, diese (auf Fimena zeigend) hier zu finden, so wäre keine menschliche Macht im Stande gewesen, mich zurückzuhalten, und hier meine entlaufene Tochter zurückzufordern.«

»Deine Tochter?« fragte Don Manuel, »wir alle haben Ursache zu glauben, daß es nicht deine Tochter sei, und bevor du nicht deine Vaterschaft erwiesen hast, darfst du an die Gemalin meines Sohnes keinen Anspruch machen.«

»Also schon vermält!« höhnte der Geiger. »Nun ich wünsche Glück zu dieser Ehe, nur bedauere ich, daß zum ferneren Zusammenleben eine päpstliche Dispensation nöthig ist, indem sonst seine Heiligkeit viel einzuwenden hätte gegen eine blutschänderische Verbindung zwischen Bruder und Schwester.«

Wie ein Donnerschlag betäubte diese Erklärung alle Theilnehmenden, Fimena sank ohnmächtig zusammen, Rafaelo war erstarrt von dem Elend seiner Lage, und Don Manuel bedeckte sich mit schmerz-

licher Geberde das Gesicht, nur der Geiger sah mit schadenfrohem Lächeln die Aeußerungen der Verzweiflung, die seine Worte hervorgebracht hatten. Plötzlich fuhr Rafaelo auf, packte den Geiger bei der Brust, und ihn heftig schüttelnd schrie er: »Beweise lügnerischer Schurke, oder du stirbst unter meinen Händen!« Der Geiger wollte reden, doch Rafaelo hatte ihm die Brust so zusammengeschnürt, daß er keinen Laut hervorbringen konnte.

»Laß ihn, mein Sohn!« sagte Don Manuel mit zitternder Stimme, »laß ihn reden, er soll das Maß unsers Elends voll machen.«

Rafaelo ließ den Geiger los, doch ruhte sein Blick glühend auf ihm; dieser schöpfte einigemal tief Athem, dann sagte er, sich zu Don Manuel wendend:

»Ihr werdet Euch wohl noch des Töchterleins erinnern, das vor fünfzehn Jahren verloren ging?«

»Wie sollte ich den Verlust vergessen, der meiner Gattin das Leben kostete, und mich zum kinderlosen Manne machte.«

»Nun kinderlos seid Ihr nicht, denn hier ist ja Euer Töchterlein Fimena, das ich zur Rache für die erlittene Beschimpfung geraubt und nach Frankreich mitgenommen habe.«

»Was ist das für eine neue Lüge?« fragte Don Manuel zwischen Hoffen und Zweifeln.

»Keine Lüge,« sagte schnell der Geiger, da er einen neuen Anfall von Rafaelo fürchtete, »hier ist das Kreuz, das Euer Töchterlein am Halse trug, und der sicherste Beweis ist Fimenens linker Fuß, an dem sie nur vier Zehen hat.«

Fimena, die während dem ihr Bewußtsein wieder erlangt hatte, flog mit dem Freudenrufe: Mein Vater! an den Hals Don Manuels. Der schnelle Wechsel der Furcht und Freude hatten diesen so angegriffen, daß er voll Entzücken nur die Worte: »Meine Tochter!« lallen konnte, Rafaelo vermehrte jubelnd die Gruppe, und der Geiger schüttelte verwundert den Kopf, als er die unerwartete frohe Wirkung seines Berichtes gewahrte.

Doch Don Manuel riß ihn bald aus seinen Zweifeln, indem er zu ihm sagte:

»Deine boshafte Freude ist vergebens gewesen, denn Fimena ist nicht Rafaelo's Schwester, da mein Sohn schon lange gestorben, und dieser nur mein Adoptivsohn ist.«

Da wurde des Geigers Gesicht blau vor Wuth, mit heiserer halberstickter Stimme knirschte er: »So hat sich die Hölle verschworen, all meine Rache-

pläne zu vereiteln, und mich zum Spott meiner Feinde zu machen;« mit diesen Worten wollte er auf Fimena zustürzen, doch der neben ihm stehende Alkade hielt ihn zurück, und entrang ihm das Messer, das er aus dem Busen gezogen hatte.

Schaudernd über die unverbesserliche Bosheit des Geigers, befahl Don Manuel ihn den Gerichten zu übergeben, um ihn für immer unschädlich zu machen.

Questenberg.

(Hiezu die Abbildung).

Langsam erstiegen wir den Berg, der quer vor einem Thale liegt, dicht hinter dem Dorfe Questenberg. Als wir oben angekommen waren, erquickte ich mich zuerst an der Aussicht. Rings umher steigen höhere Berge auf, welche zum Theil kahl, zum Theil mit Buchen und Eichen bewachsen sind. Sehr freundlich ist die Ansicht des Thales, in welchem das Dorf höchst malerisch liegt: von beiden Seiten des Thales leuchteten die schroffen Wände von Gypsfelsen mir so blendend entgegen, daß ich öfter das Auge auf den Wald richtete oder es thalabwärts hinüberschweifen ließ in die goldene Aue, von der man einen schmalen Streifen gewahrt.

Die Ruinen selbst fesselten mich längere Zeit. Sie haben dadurch etwas Auffallendes, daß auch sie hell glänzen, von weißem Gypsgestein; leider hat auch an dieser Burg der scharfe Zahn der Jahrhunderte so verzehrend genagt, daß außer einem Stück der Vormauer, des Thorgewölbes und eines isolirt stehenden Thurmes, nichts mehr übrig ist. Dieser Letztere erregte die Aufmerksamkeit des Wanderers am meisten. Mit Hülfe meines Begleiters und einer

Leiter stieg ich durch eine Oeffnung, welche gewaltsam durch die dicke Thurmmauer gebrochen ist, in ein tiefes, kellerartiges Gewölbe, das von oben her Licht empfängt, indem auch die Decke durchbrochen ist. Nach der Meinung meines Begleiters, die mir späterhin von Andern bestätigt wurde, war dieser Raum das Burgverließ. Es sind also wahrscheinlich Gefangene gewesen, welchen die große Menge Figuren, die in den Gypsstein eingegraben sind, ihr Dasein verdankt. Hieroglyphen sind es gewiß nicht, obwohl mir ein Theologus, den ich noch an demselben Abende sprach, es versichern wollte. Es sind Werkzeuge mancherlei Art, wie man sie beim Ackerbau und in der Wirthschaft wohl gebraucht, aber alterthümlichen Zuschnittes, wie sie vor fünfhundert Jahren gebräuchlich waren. Da sind Messer, Hammer, Sägen, Kämme, Spaten, Beile, Hacken, Schaufeln, doch auch ein Kreuz ist zu erblicken und sogar jenes Bretspiel, das man Mühle zu nennen pflegt. Ich zählte über sechzig Figuren; die wenigen Schriftzüge, die da waren, vermochte ich nicht zu entziffern. Unerklärlich ist es mir, wie man alle diese Figuren bilden konnte, da doch schwerlich ein Lichtstrahl in diese Tiefe drang. Den Boden des Gewölbes fand ich nicht sehr feucht.

Bedeutend war der Umfang der Burg nicht;

aber sehr fest muß sie gewesen sein, da der Berg auf mehreren Seiten sehr steil ist. Auch waren von der Höhe nach zwei Seiten hin hohe Mauern gezogen, von denen jede östlich und westlich ein Thal versperrte. Nur durch Thore konnte man durch die Thäler gelangen. — Von einem Brunnen vermochte ich keine Spur aufzufinden.

Von Rohr, in seinen Merkwürdigkeiten des Oberharzes, sagt: »Questenberg soll seine Benennung von einem Ritter, dem Quasto Rolando, erhalten haben, und so viel heißen, als des Quasti Berg, aus welchem hernach Questenberg gebildet worden. Wie die Burg aber früher geheißen, diese Frage wird wohl stets unbeantwortet bleiben; daß das Dorf früher Finsterberg, weil es zwischen düstern Bergen lag, geheißen habe, geht aus mehrern Urkunden hervor. Vielleicht hieß auch die Burg Finsterburg. Die Ritter von Knaut, welche einem nahe gelegenen, jetzt völlig verschwundenen, Kloster zugethan, wohl auch desselben Schirmherren waren, bewohnten im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte die Burg. Man glaubt, daß sie in den Zeiten des Faustrechts oft Wegelagerer gewesen. Die Grafen von Hohenstein sollen sie schon sehr früh besessen haben. Die Landgrafen von Thüringen verpfändeten sie an die Gra-

fen zu Stolberg; von diesen kam sie an das sächsische Haus zurück, und eine noch vorhandene Urkunde beweist, daß selbst nach dem dreißigjährigen Kriege die Burg noch stand, indem sie von dem Kurfürsten Johann Georg den Grafen von Stolberg und Schwarzburg lehnsweise übergeben wurde, wobei sich jedoch der Fürst das sogenannte Recht der Oeffnung, wie es fast immer gebräuchlich war, vorbehielt.

Im dreißigjährigen Kriege lag eine Besatzung in Stolberg errichteter Landmiliz auf der Burg; sie sollte auf Befehl des Herzogs Wilhelm zu Sachsen, der schwedischer Generallieutenant war, vorzüglich dazu mitwirken, die Harzgegenden vom räuberischen Gesindel zu reinigen. Nach dem Kriege wurde die Feste nicht mehr bewohnt, und zerfiel allmälig.

Das Mütterchen an der Kirchthüre *).

Ballade von Joh. N. Vogl.

Immer an der Kirchthür Schwelle
Stand ein Mütterchen gar fromm,
Schauend zu des Altars Helle
In dem lichterfüllten Dom.

Nicht ein Tag noch war vergangen,
Daß sie dort nicht betend stand,
Andacht auf den bleichen Wangen,
Und den Rosenkranz zur Hand.

Ach, da riß ihr den geliebten
Sohn die Wuth des Krieges fort,
Traurig von der Schwerbetrübten
Schied er, und verließ den Ort.

Und des Kampfes blut'ge Welle
Riß ihn immer weiter hin,
Aber an der Kirchenschwelle
Lag sie im Gebet für ihn.

Und so schwanden Jahr' um Jahre,
Und ihr scholl kein kindlich Wort;
Aber noch mit weißem Haare
Lag sie an der Schwelle dort.

*) Diese Ballade erschien so eben in Musik gesetzt für Singstimme mit Klavierbegleitung von dem Kapellmeister Adolph Müller, bei Ant. Diabelli in Wien.

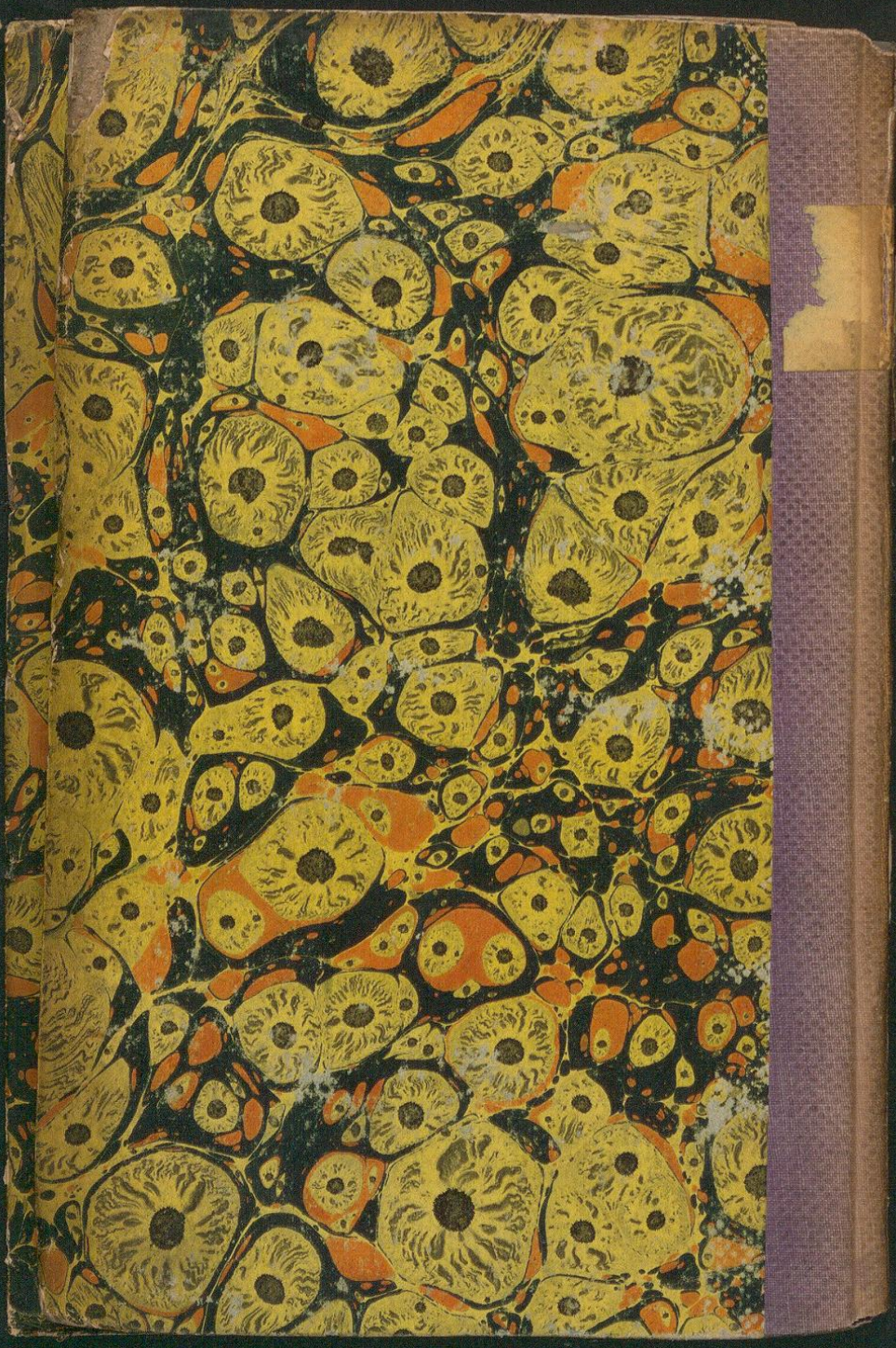
Endlich strahlte durch das Grauen
Blut'ger Nacht die Sonne klar,
Und zurück nach heim'schen Auen
Zog der Heldensöhne Schaar.

Sieh, da flog auch zu dem Flecken
Schlank und braun ein Reitersmann
Blitzesschnell auf muthigem Schecken
Durch das grüne Land heran.

„Ei, woher mag der wohl kommen
In so wildem Sturmgebraus?"
Also frugen sich die frommen
Beter vor dem Gotteshaus.

„Ach, es ist der Sohn der Alten,
Und er sucht sein Mütterlein;
Wacker hat er sich gehalten,
Will ihr nun ein Pfleger sein."

Und hinan zur Kirche sprenget
Jetzt der Reiter, springt vom Roß,
Bindet's an den Baum, und dränget
Sich zur Schwelle durch den Troß.

Und er sucht und späht mit Bangen,
Doch umsonst, — er sieht sie nicht,
Und zwei helle Perlen hangen
Ihm am braunen Angesicht.

Ach, ihn trifft's mit Blitzesschnelle,
Und er ruft, durchzuckt von Pein:
„Ist sie nicht an Deiner Schwelle,
Herr, so muß bei Dir sie sein!"